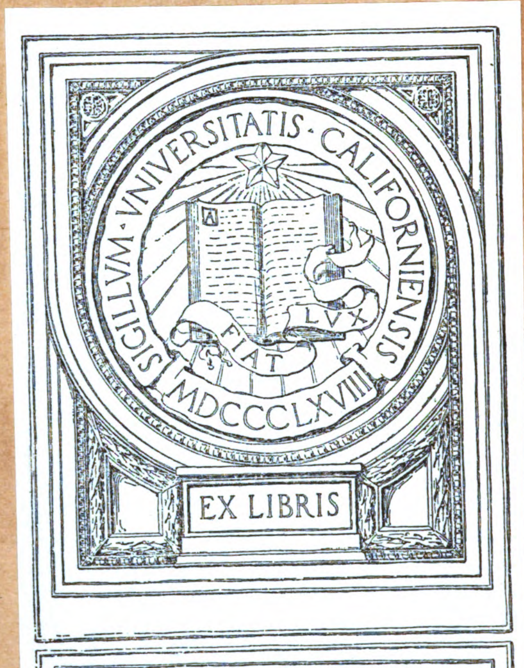
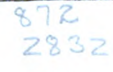
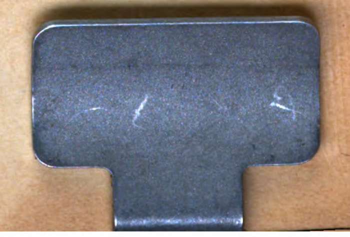

872
Z832
m
UC-NRLF
$B 614 070
Leo Bau
von
Hanns v. Zobeltitz
Engelhorns Roman-Biblioth
Brosch. 60 Pfennig. Geb. 90 Pfennig – 30. Jahrgang. Band

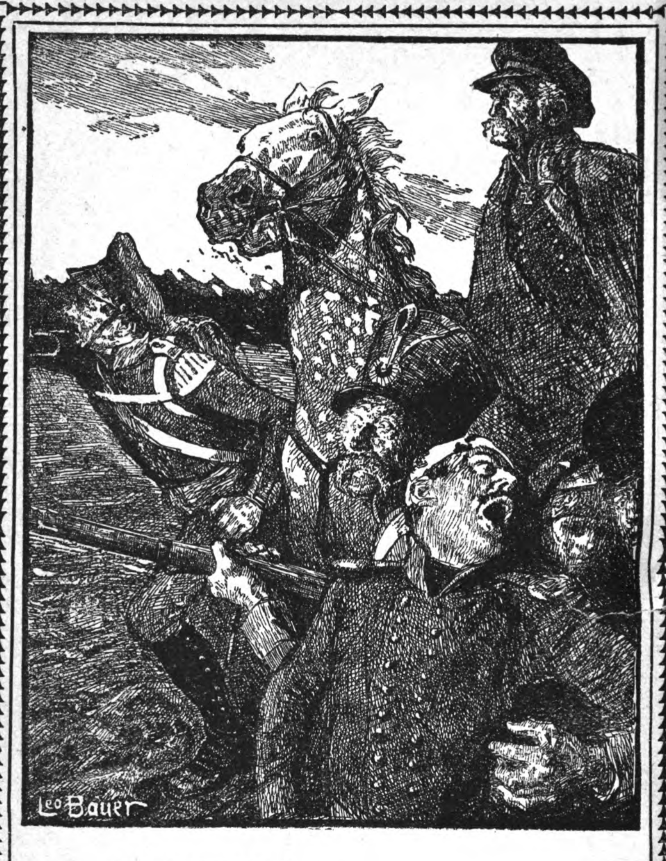

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Mit Marschall Vorwärts

Engelhorns Romanbibliothek
30. Jahrgang :: Band 11



„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind? Der Feind? Dahier.
Den Finger drauf, den schlagen wir!“

(August Kopisch)

Mit Marschall Vorwärts

Zwei Blüchererzählungen von

Hanns v. Zobeltitz



Stuttgart

Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Carl Hammer, Buchdruckerei in Stuttgart.

An der Katzbach.

Der Alte war mordsschlechter Laune.

Kam von General Langeron zurück, von dem Russen. Der infamigte Kerl hatte wieder Sperenzchens gemacht. War ja auch solch Dreiviertelsfranzose, tat fein, geschniegelt und gebügelt, wußte alles am besten. Immer hübsch vorsichtig. Man bloß nicht draufgehen, nicht anbeißen, wo sich's irgend vermeiden ließ. Was, Müffling? Ist's nicht so? Immer Rückendeckung — nach oben. Euer Exzellenz wollen gnädigst gestatten: meine geheimen Instruktionen .... Zum Geier mit seinen Instruktionen! Parieren soll er. Wer kommandiert die Armee? Er oder ich?

Verstehen konnten sie den Alten nicht. Nicht Gneisenau, nicht Müffling, die neben ihm ritten. Er brummelte nur so in den Schnauzbart hinein. Aber was er meinte, wußten sie doch.

Ein Jammer war's all die Tage gewesen. Hatte so schön, so hoffnungsfroh begonnen, als der Waffenstillstand endlich abgelaufen war. Da jauchzte der Leberecht Blücher auf: „Die Narrenspossen der Diplomatiker und das Notenschmieren haben nu ein Ende. Ich werd' den Takt ohne Noten schlagen.“ Ja — und war drauflosmarschiert. Von Jauer auf Goldberg und Löwenberg, hatte, wie er seiner Frau schrieb, die Franzosen derbe ausgehauen. Bis an den Bober war er gekommen. Das war am 20. August gewesen. Ein paar Tage noch, und die Franzosen waren aus Schlesien hinausgeschmissen. Wenn es nicht anders gekommen wäre. Im Kriege kommt aber immer alles anders, als man denkt, meinte der kluge Gneisenau. Mit einem Male war nämlich drüben der Napoleon eingetroffen. Allerhöchstselbst. Über das grüne Wiesental am Luftenberg hatte man die Franzosen ihr „Vive l'empereur!“ brüllen hören. Und der Korse hatte Leben in die Bude gebracht. Saker-

ment nicht noch mal! Der Alte freilich, der wollte standhalten. Aber Gneisenau warnte. Recht hatte er — leider. Der Gneisenau hatte ja immer recht. Man mußte sich fügen. Denn natürlich war der Kaiser nicht ohne Verstärkung gekommen. Sogar seine junge Garde hatte er mitgebracht.

Also rückwärts! Rückwärts! Obwohl's dem alten Blücher schlecht paßte. Dem Schlag der Übermacht ausweichen: so schrieb's der Kriegsplan ja vor. Rückwärts!

Da fing das Malheur an. Den Feind wehrte man ab. Aber die ganze Armee litt zum Gottserbarmen. Vom Himmel goß es mit Mollen. Die Wege waren jammervoll. Knietief sanken die armen Kerle in den Dreck, lagen nachts auf nassem Boden ohne Holz und Stroh, hatten kaum was zu futtern. Mußten am nächsten Morgen wieder marschieren, nach rechts, nach links, und wieder rückwärts, immer rückwärts, mit durchgelaufenen Schuhen und wunden Knochen. Zum Jammern und zum Fluchen war's, wenn man die Stärkerapporte durchsah: die Regimenter schmolzen mehr und mehr zusammen, bei den Preußen und bei den Russen; bei Langeron links, beim Eisenfresser York in der Mitte, bei dem braven Sacken, dem andern Russen, rechts. Am ärgsten bei der Landwehr. Der Alte fauchte über die „Landwehrpattelljons". Hatten noch nicht den rechten Zug, verkrümelten sich; mancher fand sogar, daß es bei Muttern besser wäre, und lief ganz davon. Von der preußischen zweiten Brigade war vor acht Tagen das Landwehrregiment noch zweitausend Mann stark gewesen, gestern standen nur ihrer siebenhundert in Reih und Glied.

Kein Wunder, daß dem Alten verschiedene Läuse über die Leber liefen. Wahrhaftig, er hatte sich das alles ganz anders gedacht. Dazu die Stänkerei mit den Herren Generals, die nicht mehr wollten, wie sie sollten. Sogar der York mochte nicht recht parieren, von den Russen ganz zu schweigen. Das Elend der hungernden, darbenden Truppen hing ihnen allen zum Halse heraus.

Den Mantelkragen hatte Blücher hochgeschlagen, den

Rücken zog er krumm unter dem nieselnden Regen. Schief hing ihm die Pfeife zwischen den Lippen; aber der Nasenwärmer war längst ausgegangen. Brummelnd ritt er, Gneisenau rechts, Müffling links neben sich, auf Jauer zu. Schweigend hinterdrein, mit mißgelaunten Gesichtern, der große Stab. Selbst der lustige, sangesfrohe Oppen fand heute kein Scherzwort.

Als sie bei dem Vorwerk Christinshöhe ein paar Augenblicke zur Umschau hielten, kamen von Janowitz her über die Hochebene ein paar Reiter im schlanken Trabe. Das Wetter war so unsichtig, daß man erst, als sie nah heran, erkannte, daß es nur drei Ulanen waren. Schmuck sahen sie nicht aus. Beileibe nicht. Sie trieften und mußten wohl nachtsüber im Dreck gelegen haben. Abgetrieben waren die Gäule. Nur der Goldfuchs, den der Vorderste ritt, schien noch in passabler Kondition.

Jetzt parierte der erste und sprang aus dem Sattel. „Meldung von Herrn Obristleutnant von Katzeler."

Ja, wenn sie alle so wären wie der Katzeler! Immer war der hart am Feinde, ließ nicht locker, bis er bei den Franzen das Weiße im Auge sehen konnte. Und die Brandenburger Ulanen waren auch brave Kerle unter ihrem kleinen viven Major Stutterheim. Die brachten die besten Meldungen, scherten sich den Geier um das bißchen Regen, fanden immer noch Hafer für ihre Gäule, und wenn sie ihn stehlen sollten. —

Stramm stand der Ulan, während ihm Müffling den Wisch abnahm.

Dem Alten gefiel er. War von dem freiwilligen Jägerdetachement, das das Regiment in Suhlau formiert hatte. Gut sah er aus, wenn der grüne Rock auch schon arg mitgenommen war und die Aufschläge und der Kragen nicht mehr richtig rot leuchteten.

Wie ein Licht stand er. Unter dem schwarzen Tschako mit den gelben Behängen und dem kecken schwarzen Busch ein festes, steinhartes Soldatengesicht. Kein solch Milchbart, wie sonst oft die jungen Freiwilligen hatten. Und ein paar Augen darin — ein paar Augen! — Herrgott

von Bentheim! — solche Augen! Solche Augen ... als ob man die schon irgendwo gesehen hätte.

Müffling überflog die Meldung, das Stück Papier mit dem einen Arm möglichst gegen den triefenden Regen schützend. Drängte seinen Mausegrauen näher an des Alten großen Rappen. „Euer Exzellenz —“

„Na — was gibt's, Müffling?“ Ordentlich losreißen mußte man sich von den Augen, den Augen ...

„Wichtig, Euer Exzellenz. Katzeler meldet, daß Liegnitz heut früh vom Feinde frei war. Marschall Ney gehe auf Haynau zurück. Gefangene sagen aus, daß der Kaiser gestern nach Dresden gegangen ist und das Korps Marmont mitgenommen hätte.“

Der Alte pfiff durch die Zähne. Sah unter den buschigen Brauen auf Gneisenau, tat noch einmal einen langen, lauten Pfiff. „Hallo! Räumt der Kerl das Feld vor mich! Und Ney und Marmont! Gneisenau, wat seggen Se dazu? Luft wird! Es wird Luft vor uns! Die Retraite hört uff. Vorwärts heißt wieder die Parole. Vorwärts die ganze Armee!“

Und der Gneisenau nickte. Der große Stab schob sich zusammen um den Feldherrn. Die Karten wurden aus den Satteltaschen gezogen. Schnelle Worte flogen herüber und hinüber. Gneisenau diktierte Befehle. Vormarsch auf der ganzen Linie. Was Mann und Roß leisten kann. Die Adjutanten sprengten über das Feld.

Stramm stand noch immer der baumlange freiwillige Jäger von den Brandenburger Ulanen. Die tiefdunkeln Augen gradaus gerichtet. Zusammengebissen die Zähne. Auf dem braunen Gesicht brannte die mächtige breite Schmarre über der rechten Backe fast blutrot. Der Zügel lag über dem Arm, der Goldfuchs schnobberte am Boden nach der armseligen Grasnarbe.

Ganz vergessen hatte der Alte den Jäger. Hatte andres im Sinne als die kuriosen Augen. War mit einem Male hochauf. Glühte im Gesicht wie ein Jüngling, der Siebzigjährige. Noch was in der Feldflasche, Oppen? Natürlich hatte der lustige Oppen noch 'nen Schluck

Pontak. Und die Stabsordonnanz muß mit der Reservepipe rausrücken. Muß Feuer schlagen und den Schwamm ordentlich festdrücken auf dem Kanaster. Mächtig dampft der Alte seine Rauchwolken. Schlägt mit der Faust auf den Schenkel: „Unser alter Herrgott lebt noch. Ich will den Kujonen schon einheizen. Drauf und vorwärts!"

Vergessen steht der Jäger.

Oder doch nicht?

Grad als der Leberecht abreiten will, dreht er sich noch mal im Sattel. Aber die Augen, die tiefdunkeln, todtraurigen, sieht er nicht. Ruft nur hinüber: „Grüß mir den Herrn Obristleutnant, min Jung! Und haltet euch brav morgen!"

Der Rappe springt an. Wie der Jüngste sitzt der Greis im Sattel. Über die Hochebene jagt die Kavalkade — auf Jauer zu — durch den nieselnden Regen.

Der Jäger zieht den Zügel an. Steht noch einen Moment wie im Träumen. Rafft sich auf —

Die beiden andern waren auch abgesessen, hielten ein wenig seitwärts. Ihre Gäule knapperten an den Büschen herum. Die Jäger schwatzten. Sie lachten. Lachten trotz Hunger und Regen. Trotz allem. Die Jungen ... die Glücklichen ... sie konnten lachen ....

Er nickte ihnen zu, während er den Befehl, den ihm Müffling mitgegeben, in der Brusttasche barg. „Zieht die Gurte noch mal nach. Wir haben ein gut Stück Wegs vor uns, Kameraden."

Und dann reiten sie.

Kommt da der Jüngste, der Meyer von Knonow, dicht heran. Ein lieber Bursch, dem noch das Feuer der Begeisterung aus den blauen Augen leuchtet. Ist erst zum Regiment gestoßen, hat vorgestern am Gröditzberg die Feuertaufe erhalten. Gesicht wie Milch und Blut, unter dem Näslein den weichen kleinen Flaum. Grad genug, daß man ihn nicht für ein Mädel halten kann.

„Du ... Marcks ... der Alte ... unser Blücher ..."

Man sieht's, man fühlt's, man hört's: das Herz ist dem Jungen voll. Zum Zerspringen. Er muß sprechen,

„Ja, Knonow ... was soll's? Sahst du ihn zum ersten Male — heut —?"

„Ja doch! Wie der leibhaftige Kriegsgott schaut er drein. Immer wieder mußt' ich ihn ansehen. Erst hab' ich's gar nicht so gemerkt. Aber nachher, als er mitten im Stabe hielt, wie er sich stolz reckte, wie seine Augen blitzten! Durchs Feuer, in die Hölle ging ich für ihn! ... Kennst ihn schon lange?"

Es kam keine Antwort.

Dann erst, nach einer Weile, ein kurzes: „Trab, Kameraden!"

Auf Nieder-Krayn trabten sie zu. Die grünen Fähnchen der Lanzen flatterten leicht im Morgenwinde. Dann und wann hallte vom Talrand der Wütenden Neiße ein vereinzelter Schuß herüber. Die Ulanen und die schwarzen Husaren plänkelten da wohl mit dem Feinde herum. Wie eine ferne, feste, schwarze Wand stand drüben im Regen der Wald auf der Höhe — bis zur Katzbach hin.

⊕ ⊕ ⊕

Im kleinen Jauer war's voll zum Brechen. Haus um Haus belegt bis unter die Dachziegeln. Fast das ganze Korps York lag im Städtchen, auch noch ein paar Bataillone Russen von Sacken und Artillerie. Durch die winkligen Straßen klang noch immer der Marschtritt. Wenn der Alte, dann und wann, an eines der Fenster seines Quartiers trat, war er nicht grad erbaut. Mordsjämmerlich sahen die armen Kerls aus, schlichen in ihren dürftigen Litewken aus ungekrumpenem Tuch mit krummen Rücken, pudelnaß, zogen müd' die Beine nach. Kein frohes Lied klang auf. Manchmal hätte man zwischendonnern mögen. War das eine Marschordnung! Selbst die Herren Offiziere klapperten wie die begossenen Lämmer neben ihren Kerls einher über das holprige Pflaster. Und die Gesichter hohl und mißmutig. Hohle Gesichter — hohle Mägen. Ja freilich — der brave Kriegsrat Ribbentrop, der sonst immer Rat wußte, hatte vorhin auch die Achseln gezuckt. „Hexen kann ich nicht, Euer Exzellenz. Die Wege sind

gar zu schlecht, die Proviantkolonnen können nicht heran. Bei dem ewigen Hin- und Hermarschieren —“

„Bei dem ewigen Hin- und Hermarschieren! Zum Geier! Gott straf' mir! Drauf geht's morgen und vorwärts!“

Allerlei gute Nachrichten waren eingetroffen. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg war im Vormarsch von Böhmen auf Dresden; der Kronprinz von Schweden war von Berlin ebenfalls nach Sachsen aufgebrochen. Endlich. —

An dem fichtenen Schreibtisch hatte der Alte gesessen und seiner Frau Amalie geschrieben mit schwerem Gänsekiel: daß es gut stünde und das Blatt sich wieder gewendet habe.

„... ich bin gesund und sehr vergnügt das ich dem großen man eine naße angedreht habe, er soll wütend seyn, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können. Ich habe alle seine Projekte glücklich vereitelt, gestern abend ist er umgekehrt ich vollge sogleich und hoffe daß nun Schlesien gerettet ist, Berlin habe ich Sicher gestellt in dehm ich den Kaiser von Frankreich hier her gezogen un 7 Tage uf gehallten, wodurch die große armeh durch Boehmen in Saxen eingedrungen. Beide großen armeeen gehen dem Feind im rücken während ich ihm nun auf dem Fuße nachgehe und angreiffe wo ich ihm finde ...“

Dann war der gute Bieske gekommen, Blüchers getreuer Leibarzt, um nach dem Rechten zu sehen. Traf es nicht immer so gut wie heute, der kleine dickliche Herr mit der Stubsnase. Manchmal schnob der Alte ihn an, gar wenn der Doktor ihm den schweren Burgunder karieren wollte; manchmal jammerte er, er hätte ein lebendiges Kamel im Leibe und alle Doktorsch, die das nicht glauben möchten, wären Esels. Heut leuchtete das Greisengesicht: „Doktor, es geht los. Die ollen Knochen werden wieder jung!“

Der Bieske schielte seitwärts, auf den Tisch, wo die Pontakflasche stand. Aber der General lachte ihn aus. „Doktor, der Mensch braucht unsers lieben Herrgotts Gaben. Kommen Sie, wir wollen die Bouteille zu-

sammen auf die Bataille leeren. Bouteille und Bataille — das paßt gut zusammen!"

Da war mit einem Male ein Lärmen im Vorzimmer, wo der Stab noch über den Karten saß. Ein Rücken von Stühlen, ein Scharren von Füßen. Und dann eine tiefe Stille. Bis plötzlich, jäh die Tür aufgestoßen wurde.

General York stand auf der Schwelle.

Stockgerade, den Federhut im Arm. Sauertöpfisch das hagere Gesicht, um das weißgelocktes Haar spielte.

„Eure Exzellenz permittieren —"

Mit ausgestreckten Händen wollte ihm der Alte entgegen. „York ... alter Kamerad ..."

Aber in den scharfgeschnittenen Zügen lag wieder einmal Eiseskälte.

„Eure Exzellenz permittieren," hub er noch einmal an. „Ich muß wohl selber kommen, da alle meine schriftlichen Vorstellungen vergeblich sind."

Dunkelrot färbte sich des Alten Stirn.

Auf eines Atemzuges Länge standen sie sich schweigend gegenüber. Blücher und York, der Grimmbart, der Held von Tauroggen. Maßen sich mit den Augen. Kannten sich nun seit langen Jahren, hatten auf dem Zuge nach Lübeck, Anno 1806, wo Blücher nach Jena und Auerstädt die preußische Waffenehre rettete, miteinander gefochten. Kannten sich und kannten sich doch nicht recht. Von altpreußischem Schrot und Korn der eine, allzeit sorgsam wägend, herb und streng gegen jedermann und gegen sich selber — ganz frischer Draufgänger der andre, Husarennatur, leutselig, ein Held und ein Kind im Greisenhaar.

„Euer Exzellenz wollen mir die Ehre erweisen —" Blücher deutete auf einen Stuhl.

Der Isegrimm blieb stehen.

„Eure Exzellenz muß ich pflichtschuldigst darauf aufmerksam machen, daß das mir von Seiner Majestät anvertraute Korps sich in einem desolaten Zustande befindet. Nicht durch meine Schuld. Seit einer Woche werde ich im Lande hin- und hergezerrt. Die Kerle sind auf dem Hund, die Gäule können nicht mehr. Es gibt nichts zu

futtern und zu beißen. Die Munition manquiert. Das Adjustement war immer schlecht und ist jetzt ganz herunter. Die Bataillons sind dezimiert, nicht durch Gefechte, nur durch unerhörte, unnütze Strapazen —"

Er sprach sehr laut, mit harter Stimme. Die Tür hatte er nicht hinter sich geschlossen. Im Vorzimmer mußten sie jedes Wort hören, die Offiziere, womöglich die Ordonnanzen.

Des Alten Geduld ging zur Neige. Aber er bezwang sich.

„Eure Exzellenz belieben meine Operationen als unnütz zu bezeichnen. Als ob Eure Exzellenz nicht wüßten, daß zwingende Umstände sie geboten haben."

„Ich kann keine Notwendigkeit sehen. Ich sehe nur das Elend und die Unordnung. Inkonsequenzen, Unkunde aller praktischen Elemente der Heerführung bei Euer Exzellenz Generalstab — den Ruin —"

„Eure Exzellenz vergessen sich!"

Unbeweglich blieb des Eisenfressers Gesicht. Hart, durchdringend sein Blick.

„Meine Pflicht verbietet mir, länger zu schweigen ..."

„Und ich, den Seine Majestät an die Spitze der Armee stellte, verbiete Ihnen, so weiter zu reden. Herr — ich verbiete Ihnen —"

Dick wie die Strähnen waren die Adern auf des Alten Schläfen geschwollen. Er rang nach Atem. Bis er fortfuhr: „Haben Eure Exzellenz noch besondere Wünsche?"

York rührte sich nicht. Nur das Kinn zog er noch tiefer in den goldgestickten Generalskragen.

„Mir ist vorhin der Befehl zum Vormarsch geworden. Mein Korps kann nicht marschieren. Es bedarf wenigstens einen Ruhetag für morgen."

„Es wird marschieren. Hölle und Teufel — ich befehle es!" Einen Stuhl hatte Blücher an der Lehne gepackt, mit beiden Fäusten. Stieß ihn hart zu Boden. „Zum letzten Male — ich befehl' es!"

„Euer Exzellenz —"

„Alle Verantwortung auf Ihren Kopf!"

Ein grimmiges Lächeln spielte um Yorks Lippen. „Ich habe schon schwerere Verantwortung in entscheidender Stunde nicht gescheut, Euer Exzellenz."

Der Alte ließ die Stuhllehne frei. Er atmete ein paarmal lang und tief. „Ja, York ... ich weiß und werd' es nie vergessen," rief er. „Aber Sie können einem warm machen. Ordre parieren muß jeder von uns."

„Ich hab' die Pflicht, Seiner Majestät mein Korps schlagfertig zu erhalten."

„Das wird sich morgen zeigen, ob es schlagen kann. Befehl bleibt Befehl!"

Einen langen Schritt in die Stube hinein tat York. Den ersten, einzigen. Der Arm preßte den Federhut noch fester gegen den Leib.

„So melde ich Euer Exzellenz, daß ich Seine Majestät heut noch um Enthebung von meinem Kommando bitten werde."

Es war wie ein Schlag. Der Alte verfärbte sich, biß die Zähne aufeinander. Schwieg.

Messerscharf kreuzten sich die Blicke aus den blauen, den grauen Augen. Einmal schüttelte Blücher den Kopf, als wollte er sagen: Das kann nicht sein. Aber über seine Lippen kam kein Laut.

Dann, jäh, richtete er sich stolz auf.

„Eure Exzellenz müssen wissen, was Sie zu tun haben. Aber morgen wird marschiert!"

York trat zurück. Er neigte kaum merklich das Haupt. Wandte sich. Hoch aufgerichtet schritt er durch das Vorzimmer, durch die Stabsoffiziere und Adjutanten. Nicht rechts sah er, nicht links.

Es war auf einen Moment, als wollte Blücher ihm nachstürzen. „York! York, alter Waffengefährte!" rief er, faßte nach der Türklinke. Aber gleich schleuderte er sie ins Schloß. Stand ein paar Sekunden wie gelähmt, warf sich dann auf den nächsten Stuhl und den Kopf in beide Arme. Fast war's, als schluchzte er verhalten. Die breiten Schultern schütterten.

Eine ganze Weile lag er so.

Langsam kam der treue Bieske näher. Das Herz tat ihm weh. Wußte ja, wie der Mann da, der Greis, litt in solchen Momenten.

Aber da richtete der Alte sich schon auf. Strich sich ein paar Male mit der umgekehrten Handfläche über die Augen, zog sich die Bouteille Pontak heran. Die Hand zitterte noch, als er eingoß. Trank in einem langen Zug das große Glas leer. Füllte es wieder, leerte es wieder.

Und da war jäh das lustig verschmitzte Husarenlächeln unter dem weißen Schnauzbart.

„Ja — ja, Bieske," sagte er, „wenn der York — verdrüßlich ist, ist er ein Deubelsbraten. Aber morgen — passen Sie Achtung, Doktor — wie der morgen anbeißt! Der Isegrimm!"

⊕ ⊕ ⊕

An den Janowitzer Bergen, in einer kleinen Mulde, lag die erste Eskadron der Brandenburger Ulanen auf Piket. Im tiefen, nassen Stoppelacker, und es goß, goß immer noch. Kein Stern stand am Nachthimmel. Nicht fünf Schritt weit sah man. Für die armen Gäule hatte es wieder nichts gegeben, kein Fussel Hafer, kein Fussel Stroh. Leer waren die Fouragesäcke längst, seit drei Tagen schon, und in Janowitz war gestern der letzte Vorrat von den Russen den Bauern aus den Scheuern gezogen worden. Da war Hopfen und Malz verloren. Für die Gäule und für die Kerls. Auch die Herren Offiziere hatten nichts zu knabbern und zu beißen. Hieß wieder einmal den Leibgurt enger ziehen über dem knurrenden Magen.

Eng zusammengedrängt standen die Pferde, gesattelt und gezäumt, mit tief hängenden Köpfen. Im Dreck lagen die Ulanen, die Lanze im Arm, dicht daneben. War ja nah am Feinde, jeden Augenblick konnte der Alarm kommen. Im Kalender stand der August, aber den Kerlen schlotterten in der Hundekälte die Glieder — zum Jammern. Manchmal stand einer auf, lief im Kreise herum, um sich zu wärmen, schlug die Arme um den Leib, wieder und wieder, daß es klatschte. Drüben in der Lisiere der

kleinen Kuscheln hatten ein paar versucht, sich ein Feuerchen anzuzünden. Doch das nasse Holz wollte nicht brennen; wenn's mal schwach aufflackerte, wurde die Regenhusche stärker, und aus war's. Dann kam ein Fluch herüber oder ein grimmiges Lachen, und dann wurde es wieder still. Nur der Regen patschte, patschte, patschte, und manchmal klirrte es bei den Gäulen.

Etwas zur Seite hatte sich der Jäger Marcks ein Plätzchen gesucht. Sie wußten's schon: er hielt sich immer gern abseits. War der beste Kamerad von der Welt, teilte das letzte Stück Brot und den letzten Rest aus der Flasche. Aber wunderlich war er, konnte nicht lachen. Mochte es verlernt haben draußen in der Welt. Er sprach ja wenig von seinen Fahrten, kaute überhaupt an jedem Worte, was nicht den Dienst betraf. Höchstens, daß er mal auftaute, so sie vom Franzosenkaiser redeten, vom Empereur. Sie haßten ihn alle, den Korsen, den Landverderber, der Preußen geknechtet, ausgesogen hatte bis aufs Blut. Aber so wie der Marcks haßte ihn keiner. Der spie aus, wenn er den Namen hörte.

In einer Ackerfurche saß er, die Kniee hochgezogen, die Hände im Nacken verschlungen, und stierte in die Dunkelheit. Ihn kümmerte der Regen nicht. Die Kälte fühlte er nicht. In ihm brannte eine Glut, die kein Regen und kein Frost löschen konnten. Das ging nun seit Jahren so. So hatte er in der Sierra gesessen, in Eis und Schnee. So im Sonnenbrand am Ufer des Tajo. So auf dem Verdeck des „Cajus", im Wintersturm, als er heimwärts fuhr. Heimwärts — heimwärts! Das Kreuz, das ihm Wellington mit eigener Hand angeheftet, nach dem blutigen Ringen bei Salamanca, auf der Brust, und drinnen der lodernde Haß und die brennende Scham —

Die Scham! Wie das heut sich wieder aufgebäumt hatte, als er die großen blauen Augen des Alten auf sich gerichtet fühlte —

Sechs Jahre! Nur sechs Jahre, und ist doch wie ein ganzes, langes, langes Menschenleben.

Damals, am 6. November, — nimmer kann man den

Tag vergessen! — sah ich die großen blauen Augen zum letzten Male. Da ritt er vorüber, tief gebeugt, krank und elend, und hielt doch, sprach mich an: „Schwere Zeit — schwere Zeit, min Jung! Aber den Kopf nicht verloren! Kann noch allens gut werden. Wieviele Kerle hast noch aus dem Lauseneſt rausgekriegt?" — „Sechzehn, Euer Exzellenz." — „Gut aufgepaßt, min Jung!" — „Zu Befehl, Euer Exzellenz!" Ritt weiter, kehrte noch mal um, lächelte aus dem verwetterten Gesicht. „Hast mal Nachrichten vom Fiekchen gehabt?" — „Am Tag vor Auerstädt zum letzten Male, Euer Exzellenz!" — „Ja — ja! So ist's im Krieg. Na, laß man gut sein. Das Fiekchen bleibt dir treu, Leopold!"

War am Tag gewesen, nachdem sie uns in Lübeck überfallen hatten. Zogen sechs Wochen schon im Lande herum, immer in der Hetz', immer den Bernadotte im Nacken, die Gäule abgetrieben, die Kerle auf den Hund, halb verhungert, in Lumpen, todmatt, todmatt. Und bissen doch um uns, schlugen drein, Tag um Tag, wehrten uns wacker — stolz, jeder von uns, daß wir nicht wie die von Prenzlau kapituliert hatten. Der und jener kam zu uns gelaufen von den Hohenlohischen — nicht angesehen haben wir sie — ausgespuckt haben wir —

Und dann? Und dann?

Wie war's doch?

Ja, dicht an der Trave, an der großen Straße. In dem kleinen Gehölz —

Die Kerls taten einem so leid, und die Kreatur tat einem leid. Konnten sich nicht mehr aufrecht halten, schlichen wie die Schatten, fielen um wie die Fliegen, die Husaren und die Gäule. Zum Gotterbarmen! Und man dacht' doch: unsereiner hätt' den Willen, hätt' das verfluchte Pflichtgefühl, wär' stärker als alle!

„Schmeißt euch man hin ... da im Wald ... eine Stunde oder zwei ... ich wach'! Ich wach' für euch!"

Ließen sich's nicht zweimal sagen. Arme Kerle — arme Kerle —

Mein Gott! Mein Gott!

Als ob es gestern gewesen wär' ....

Der Mond schien, und ich dacht' doch, ich wär' ganz munter. Riß die Augen weit auf, ganz weit, wenn die Lider fallen wollten. Sah auf den glitzernden Fluß, sah die lange weiße Straße entlang. Dacht' dran, wie's uns bei Auerstädt gegangen, und an unser Kreuz und Quer bis Strelitz und zur Elbe und bis Lübeck, dacht' an den armen König, dacht' an mein Fiekchen in Pommern ... im Dezember hatten wir Hochzeit machen wollen ....

Und dann, mit einem Male, wacht' ich auf. Da waren sie über mir, die Chasseurs, und ich hatt' den Hieb über dem Schädel, und sie jagten vorbei wie die wilde Jagd, hieben meine Kerls zusammen ....

⊕ ⊕ ⊕

Über das nackte nasse Feld kam der junge Meyer von Knonow gekrochen. „Du, Marcks, Kamerad, bist da?"

„Was soll's?"

„Sind zwei nochmal in Janowitz gewesen, haben ein paar Brote mitgebracht. Hier — ich bring' dir ein Stück."

Unwillkürlich streckte sich die Hand. Sank gleich wieder. „Dank schön, guter Kerl. Hab' keinen Hunger. Nimm nur selber."

„Hast keinen Hunger?"

„Wahrhaftig nicht, Knonow. Ich schwör's dir."

„Glaub' dir doch nicht."

Gut, daß er das Lächeln nicht sehen konnte, der Knonow. Hätt's freilich nicht begriffen, daß die Erinnerung Hunger und Durst tilgen kann ... auslöschen, wie Wasser das Feuer ...

... gefangen ... fortgeschleppt mit der offenen Wunde ... bis nach Westfalen hinein und dann über den Rhein ... und die Monate in Nemours — und der Hohn: Magdeburg kapituliert und Breslau und Schweidnitz! Weiß der Herr Kamerad das schon: das Königreich Preußen hat aufgehört zu existieren! Vive l'empereur! Aber vielleicht schenkt unser großer Kaiser dem Marquis von Brandenburg ein kleines Fürstentum — aus Gnade! Ja, ja ...

weil die Königin so schön sein soll. Der Kaiser liebt die schönen Frauen....

...und immer, immer das Gefühl der Schande dabei ...daß man mit dem wunden Schädel gegen die Wände rennen möchte. Hätt' ich's doch getan, hätt' ich's doch getan! Warum hängt der Mensch so an dem elenden Leben? Ja... wenn das Fiekchen nicht gewesen wäre ...da oben, in der fernen Heimat, wo jetzt die Franzosen sich breit machten und die Herren spielten. Und wenn die Hoffnung nicht gewesen wäre, die lügnerische, trügerische, narrenhafte Hoffnung, doch noch einmal gut machen zu können...

Friede! Ach, dieser verfluchte, vermaledeite Friede. Da schleppt man sich wie ein Geächteter heimwärts, traut sich in kein ehrliches Preußengesicht zu schauen, möcht' sich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen, und doch treibt die brennende Sehnsucht vorwärts. Bis man den schwarzweißen Grenzpfahl umklammert, mit bitteren Tränen...

...und steht vor dem Regimentstribunal, sieht in die alten lieben Gesichter, die so stolz sind und so eisig. Soll Rede stehen und sich verantworten, weiß nichts zu sagen. Nichts! Nichts! Haben schon recht, die Herrens. Der Lumpenkerl, der auf Wache schläft, sollte füsiliert werden. Aber der Lumpenkerl ist wohl keines Schusses ehrlichen Pulvers wert. Seine Majestät haben resolviert: ohne Abschied zu entlassen! Fort mit dem Lumpenkerl, der das schöne Regiment Blücherhusaren geschändet.

Und man steht vor dem Herrn Vater. Eisgrau ist der geworden, vor Scham um den Verlorenen. Hat ein Päckchen Dukaten, schnippst das mit der Fingerspitze über den Tisch: „Nimm und scher dich! Deines Vaters Haus hat keinen Raum für dich!“ Und: „Geh der Herr! Ich habe keinen Sohn mehr!“

Und man schleicht zur Braut. Auf schreit sie und breitet die Arme. Und kreuzt sie gleich wieder über der Brust. „Was will der Herr? Ich kenn' ihn nicht. Ich hab' einem braven Offizier mein Jawort gegeben, hab' ihm die

Treue gehalten... mit dem Herrn hab' ich nichts zu schaffen."

Daß man das überleben konnte! Schmach und Schande! Hinausgestoßen aus dem Vaterland! Geächtet! Verachtet! Daß kein Hund mehr ein Stück Brot von einem nahm. Man keinem Preußen mehr in die Augen sehen konnte...

...und lebte doch weiter, um den Tod zu finden.

Aber der Tod, scheint's, mag die nicht, die ihn suchen...

⊕ ⊕ ⊕

Es strömte vom Himmel.

Wie Schatten standen drüben im Grunde die Gäule, eng aneinandergedrängt, mit hängenden Köpfen.

Der kleine schmächtige Knonow kauerte noch immer dicht nebenan. Das Brot, das er kaute, mußte harte Rinde haben. Er knabberte hörbar. War sicher verwöhnter Leute Kind. Manchmal konnte er einem leid tun in den letzten schweren Tagen, der Milchbart. Aber er biß tapfer die Zähne aufeinander, hielt sich stramm, hielt durch.

War solch gutes Kerlchen, der Knonow. Hatte so helle Kinderaugen. War auch noch ein halbes Kind. Sie strömten ja alle zu der Preußenfahne. Die Alten und die Jungen. Mitzutun am großen Werk. Hatten alle die heiße Liebe zum Vaterland im Herzen und den heißen Haß gegen den Unterdrücker. Liebe und Haß... ja... die stehen überall in der Welt dicht bei einander. Aber der Haß ist der stärkere Bruder. Das lernte man unten in Spanien...

„Friert dich, Knonow?"

War eine dumme Frage. Wie man so fragt.

Lachte auch, der andre, und man hörte, daß ihm dabei die Zähne klapperten. „J bewahre. Ich lieg' hier wie in Abrahams Schoß."

Steht der Lange auf, wirft seinen Mantel über den Jungen. „Da nimm, Knonow! Ich muß mir die Füße vertreten. Wickle dich gut ein —"

Geht mit großen Schritten den Hang hinunter. Patsch,

patsch macht jeder Tritt, und der Dreck kleistert an den zerrissenen Stiefeln. Hundewetter! Stelzt zu den Gäulen, tastet sich den eigenen heraus, den Goldfuchs, den er in Breslau gekauft hat für die letzten englischen Guineen. Legt den Arm um des Tieres Hals, zärtlich fast. „Du — du —"

„Sind Sie's, Marcks?" Ist des Premierleutnants Stimme, des Herrn von Lupinski.

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Der Leutnant liegt auch im Dreck, hat die Decke bis an den Mund gezogen. Aber er wacht. Er wacht!!

„Ihr Fuchs ist ein Prachtgaul, Marcks. Der hält was aus."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Könnten aufsitzen, Marcks. Ist fünf Uhr vorbei. Schlug vorhin vom Janowitzer Kirchturm. Ich möchte die andern armen Ludersch nicht aufstöbern. Aber lieb wär's mir schon, Sie ritten vor bis zu den Vedetten."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Sitzt schon im Sattel, der Lange. Patsch, patsch macht der Fuchs, schiebt die andern Gäule zur Seite. Will gleich antraben, die Nase vorgestreckt, in die Dunkelheit hinein, in den Regen. Tag wird's heut überhaupt nicht. Das strömt und gießt —

„Schritt!"

Krepelt vorwärts, bergan, auf der knappen Höhe entlang, den glitschigen Hang hinunter. Da steht die Vedette hart an der Wütenden Neiße. So heißt ja wohl das Flüßchen. Mag sonst ein harmloses Wässerchen sein; heut strudelt und sprudelt es, seinem Namen zur Ehre.

Neben der Vedette hielt der Lange, neben den Kameraden. Haben nichts gesehen, nichts gehört. Aber der Lange hat Ohren wie ein Luchs und Augen wie eine Katz', die im Dunkeln sieht.

Drüben, hört er, knarrt und karrt es. Mag noch weit sein, ist doch unverkennbar. Geschütze, Train — irgend etwas. Manchmal auch von weit her ein Ruf, vereinzelt, verhallend. Wie ein Kommandowort oder wie ein Fluch.

Da packt's ihn. Wozu ist denn da unten der Steg über die Neiße?

„Gut Achtung geben, Kameraden!"

Und er reitet weiter in der Dunkelheit, die ganz leise, leicht aufdämmert, in dem strömenden Regen, der gegen ihn anpeitscht wie mit tausend kalten, stechenden Nadeln. Hui! Ist schon ein Hundewetter — ein gutes Wetter, ein herrliches Wetter für einen, der gegen den Feind spähen will. Ist schon das rechte, richtige Wetter für einen, der zwischenhauen und stechen möchte, den der Haß verzehrt. Weil er die Liebe verloren hat....

⊕ ⊕ ⊕

Der Alte schüttelte sich, als er am Frühmorgen in den Sattel stieg vor seinem Quartiere. Schüttelte sich, daß die dicken Regentropfen von seinem Mantel sprühten. „Feines Wetterchen, Freund Gneisenau! Hol mich der Henker! Da gehen die ollen Knarren nicht los. Wer weiß, wozu's gut ist. — Sind Meldungen da, Müffling, mein Sohn?"

„Nichts Besonderes, Exzellenz. General Langeron meldet..."

„Laßt mich mit dem Schweinekerl in Frieden. Von Sacken? Von York?"

„Nichts Besonderes."

Sie ritten. Bei Schlauphof stand der General Hünerbein mit seiner Brigade, den Brandenburgern, dem 12. Reserveregiment und dem schlesischen Landwehrregiment, zum Vormarsch bereit. „Morgen, Kinder!" Klang nicht sehr laut und freudig zurück: das „Morgen, Euer Exzellenz." Der Hünerbein mußte natürlich sein Witzchen machen. „Exzellenz wollen entschuldigen — mit leerem Magen brüllt sich nicht gut." Hatte da auch der treffliche Schmidt seine Kanonen von der Reserveartillerie aufgefahren. „Na, Schmidtlein, auch nichts zu knacken und zu beißen gehabt?" — „Es ging noch an, Exzellenz." Die Bombenschmeißer hatten doch immer noch was im Protzkasten.

Ansehen durfte man die Kerle nicht recht. Scheußlich sahen sie aus. Von Propreté keine Spur, die Röcke verschlissen, das Lederzeug ungeputzt, die leinenen Hosen zerrissen, die Stiebeln — ach, du mein lieber Gott! — Die konnte man zählen, wo nicht die Zehen durchguckten. „Na, Gneisenau, Parade können wir nicht machen mit den Grasdeubels."

Die Brigade Horn war im Anmarsch. Auch Jürgaß mit seinen Schwadronen. Aber der York war noch nicht da. Der maulte noch. Na ... er wird schon kommen, wenn's Zeit ist.

Steckten die Köpfe zusammen, der Leberecht Blücher, der Gneisenau, der Müffling, während des Weiterreitens.

Also: wenn nicht alles täuscht, stehen die Messieurs doch jenseits der Katzbach. Finden das Wetter wohl zu unbequem, um aus den Quartieren herauszugehen. Sind vielleicht schon auf dem Rückzug. Anpacken muß man sie, daß sie merken, wie preußische Hiebe tun.

Auf der Höhe von Brechtelshof hielt der Stab. Der Befehl wird ausgefertigt. Langeron soll die Franzosen auf dem linken Flügel bei Goldberg festhalten. Hoffentlich tut er's — wenn er's nicht tut, soll ihn der Deubel holen. York und Sacken Direktion auf Liegnitz. Ja — aber erst sollen die Truppen abkochen. Notabene, wenn sie was zu kochen haben, die armen Ludersch.

Na, für einiges hat der Rippentropp doch gesorgt. Viel oder wenig — besser wie nichts. Die Feuerchen lodern auf, mühselig, löschen wieder aus im Regen, werden wieder angezündet. Zeit genug gibt's, erst um zwei Uhr soll's losgehen.

Meister Langeron hatte Einwendungen. Selbstverständlich. Er dürfe sein Korps nicht aufs Spiel setzen. Seine geheimen Instruktionen .... Vor ein Kriegsgericht gehört er mitsamt seinen geheimen Instruktionen!

Aber auch der York stand wieder steif wie ein Ladestock mit hochgezogenen Brauen über den grauen scharfen Augen. Erklärte dem Gneisenau, „eher werd' ich meinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen." Wird

doch schon — wird doch schon! „York ist bloß immer mal verdrüßlich," meinte der Alte.

Zehn Uhr wird's. Elf Uhr. Der Alte, der Leberecht, hat schon die dritte Pipe angeraucht. Da dröhnt's mit einem Male, als die Kirchturmuhr von Brechtelshof grad Mittag geschlagen, von ferne her. Bum — bum! Erst ganz vereinzelt, dann schneller hintereinander. Muß bei Major Hiller von Gärtringen sein. Der kommandierte die Avantgarde, sollte am Morgen seine ostpreußischen Grünen Jungens bis über die Katzbach vorschieben, bis Kroitsch und Wöltsch. Was war denn das?

Blücher schmauchte große Dampfwolken. Ob die nu woll bald Meldung schicken werden?

Dauerte noch eine Weile. Eine ganze Weile voll Ungeduld. Indes daß das Feuer näher kam und näher. Bullerbüchsen und Kleingewehr. Scheinen sich da vorne ordentlich in die Haare gepackt zu haben. Ist doch besser, die Kerle hier löschen ihre Feuerchen aus und schnallen das Kochzeug auf.

„An die Gewehre!"

Und da kam, endlich, Meldung. Der lange Jäger auf dem Prachtgoldfuchs. Weißt Knöppchen, wieder der! Gleich erkannte ihn Blücher, erst mit Reiterblick den Gaul, dann den Mann drauf. Der mit den dunkeln Augen, mit der blutroten Narbe quer übers Gesicht.

„Der Gegner greift auf der ganzen Linie mit allen Truppengattungen an. Herr Obristleutnant von Katzeler hat zurückgemußt, Herr Major von Hillern ist im langsamen Zurückgehen. Die Katzbachübergänge mußten schon aufgegeben werden —"

Wie ein Licht steht der Mann. Spricht ganz ruhig, als ob er ein altgedienter Soldat wär'. Gibt auf alle Fragen verständige Antwort und Auskunft.

War ganz früh am Morgen auf Patrouille weit vorn, hatte melden können, daß die Franzosen alarmierten. Hatte nicht mehr auf Krayn zurückgekonnt, war bei Wöltsch vor der Katzbach auf unsre Ostpreußen getroffen, grad noch rechtzeitig. Denn die Franzosen drängten

mächtig vor. Sechs Regimenter Kavallerie mit reichlicher Artillerie, dahinter ganze Bataillone —

„Gutt, mein Sohn, gutt!"

Der Alte klopfte die Pipe aus. „Also Gneisenau, Freundchen, wir wollten auf die, und nu kommen die uns Visite machen. Ist auch so gut ... was?"

Gneisenau hat das Strategengesicht. Er sinniert noch einen Moment, sieht auf die Karte. Und Müffling ist auch da, kneift die Augen zusammen. Sie sprechen mit dem Alten, und der nickt. Nickt noch einmal. Und dann stieben die Adjutanten übers Feld, durch die Regenschauer, zu York, zu Sacken: „Seine Exzellenz befehlen, so viele Feinde über die Flüsse und auf das Plateau diesseits zu lassen, als man glaube, schlagen zu können, sich dann auf sie zu werfen und sie die Abhänge hinabstürzen." Kurz und bündig.

Darauf kann die Stabsordonnanz die Reservepipe herausziehen. Ist noch Zeit und schmeckt gut heut, der Kanaster. Wird heut abend, will's Gott, noch besser schmecken.

Ja, da steht noch der Lange mit den dunkeln Augen. Den Augen — den Augen —

„Wo hast du dir die schöne Schmarre geholt, mein Jung?"

Unter dem schwarzen Tschako ziehen sich die dichten Brauen noch enger zusammen. Es würgt sich heraus: „Vor Ratkau, Euer Exzellenz —"

Der Alte fährt mit der Hand in den Schnauzbart, wuschelt rechts, wuschelt links. Blitzt auf den Langen, ist fast wie Wetterleuchten. „Vor Ratkau ..." Schüttelt den Kopf.

„Wie heißt Er?"

„Marcks, Euer Exzellenz."

Ist fast, als atmete der Leberecht erleichtert auf.

„So — Marcks — Marcks. Werd' mir den Namen merken. Hat seine Sache brav gemacht. Gestern und heute. Kannst nun zurückreiten. Der Herr Obristleutnant soll hart am Feinde bleiben."

„Zu Befehl, Euer Exzellenz."

⊕ ⊕ ⊕

Und sie kamen herüber über die Katzbach und über die Neiße, die Franzosen. Leichtes Spiel heute, dachten sie. Waren ja nur wenige Bataillons und Eskadrons, die sie vor sich hatten. Die wichen langsam zurück vor den dichten Kolonnen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie. General Blücher muß wohl weit vom Schuß sein, meinte Macdonald, der Marschall.

Derweilen hatten York und Sacken die Ihren bereitgestellt. Sacken, als er den Befehl erhielt, mit lautem „Hurra!“ York brummend: „Wo soll ich wissen, wieviel Feind auf dem Plateau ist. Reiten Sie doch hin und zählen Sie. Ich kann bei dem Regen nicht mal meine Finger mehr zählen.“ Aber seine Brummer standen schon auf dem Taubenberg, rechts vor der Christinshöhe.

Und jetzt, jetzt ging's los.

Horn und Hünerbein waren vorn mit ihren Regimentern. Die Brandenburger unter Othegreven prallten zuerst auf, kriegten Kartätschen, fällten das Gewehr. Drauf auf das vorderste Karree! Drauf, drauf, mit Hurra, Hurra! Kehrten die Kolben zu oberst, schlugen drein wie die Wütenden. Nebenan die Bunzlauer Landwehr machte es nicht anders, nahm drei Kanonen. Und da schoß Jürgaß mit seinen Schwadronen vor, den brüllenden, jubelnden Lithauer Dragonern, den Westpreußen, den schlesischen Landwehrreitern, hieb ein, hieb ein, daß die Funken stoben —

Aber nun merkt's der Feind, mit wem er's zu tun hat, daß es kein Kinderspiel heute wird.

Von Krayn und Weinberg und Dohnau zog der Macdonald immer weitere Bataillone, Eskadrons herauf. Dicke Kolonnen, dichte Haufen. Jürgaß muß Sammeln blasen, muß zurück. Ein Glück, daß jetzt Sacken mit seinen Russen von rechts her eingreift. Und Leberecht Blücher zieht selber die Plempe. Weiß wohl, der Höchstkommandierende soll's nicht. Aber das Husarenblut wallt zu mächtig. Setzt sich vor die vorderste Schwadron. „Druff, Kindersch — Fanfaro!“ Und York beißt jetzt. Wie er beißt, der Isegrimm! Schmeißt mit seinem zweiten

Treffen die Franzosen hinunter in die Neiße, läßt mit Kartätschen vom Talrand in die Hohlwege feuern, wo Geschütze und Train schon wild und wüst verfahren sind. Ersaufen sollen die verfluchten Franzosen. In der Neiße, in der Katzbach. Hoch genug gehen die heute — der Regen war mit uns!

Wenn nur der Langeron ...

Jagt Müffling über das Feld, was der mausegraue Wallach hergibt. Mausegrau wie des Reiters Mantel; eine Katze erkennt sie kaum in Nacht oder Regenschauern. Du mein Himmel, was fällt dem Russen ein? Zieht schon seine Vortruppen zurück, seine Geschütze fahren ab ...

„Nous avons pris vingt canons, le général Sacken est un brave général, monsieur le comte! Wir haben einen großen Sieg errungen, und Sie wollen zurück? Exzellenz Blücher hat bereits die Brigade Steinmetz dem Feinde, der Ihnen gegenübersteht, in die linke Flanke geschickt —"

Es hilft doch. Selbst bei dem Comte Langeron. Der schämt sich trotz seiner „geheimen Instruktionen". Läßt Front machen, avancieren mit Ramtam — Ramtam, schmeißt den Feind aus der verlorenen Position. Bin ich nicht auch ein brave général? In Gottes Namen, meint Leberecht Blücher, als er's hört. Ein Sacken ist er freilich nicht. Ein York nu erst gar nicht. Hat der heut nicht angebissen? Der Isegrimm! Hält auf seinem hochbeinigen Rappen, im dunkelnden Abend, faltet die Hände über dem Sattelknauf. Unten, drüben ist der Kampf im Erliegen. Es dröhnt noch herauf: Kleingewehr und Geschrei. Es blitzt aus den Nachtschatten. Französische helle Clairons, dazwischen preußische Trommeln. Seltsam dumpf klingen die, quitschnaß ist das Kalbfell.

Kommt der Gneisenau angeritten auf todmüdem Gaul. „Ich gratuliere, Euer Exzellenz."

Da ist mit einem Male das listige Husarenlächeln da. „Ja, Gneisenau, die Bataille haben wir gewonnen. Das kann uns nur ein Hundsfott abstreiten. Aberst nu soll mich man verlangen, wie wir's den Leuten klar machen,

daß wir beiden das allens so verdeubelt klug angestellt haben?!“ Und aus dem Husarenlächeln wird ein lautes frohes Lachen. Bis der Alte plötzlich still ist. Ganz still. Hinaus späht er in die Nacht, in den triefenden Regen; hinüber zu der dunkeln Wand von Fichten jenseits des Flusses. Bis er endlich sagt: „Gesiegt haben wir, Gneisenau. Das ist der erste Sieg auf teutschem Boden gegen den Napoleon. Aber der Sieg allein tut's nicht. Die Messieurs müssen erst noch erfahren, daß sie auf der Flucht nicht unbeschadet aus diesen meinen Händen kommen...“

⊕ ⊕ ⊕

Stippevoll war's am Abend auf dem Gutshof von Brechelshof: Ställe und Scheunen und Herrenhaus. Das ganze Hauptquartier war hineingestopft, Offiziere und Stabswache, Schreiberseelen, Diener, Ordonnanzen, Pferde und Wagen. Dazu Blessierte von allen Truppenteilen. Bis unters Dach lagen die, und die Ärzte waren bei ihrer blutigen Arbeit. Daß Gott erbarm'!

Nicht träumen hatte sich der Herr von Richthofen lassen, daß er und sein Haus und Hof je solchen Besuch bekommen könnten. Lief treppauf, treppab, vom Schloß in die Ställe, von den Ställen in die Scheunen, hatte schier den Kopf verloren, und im Preußenherzen doch den großen, großen Jubel: sie haben die Franzosen ordentlich verkeilt. Schnauzte hier einen Knecht an, der Maulaffen feilhielt, anstatt die Arme zu rühren; befahl dem Inspektor, sich den letzten versteckten Hafer von der knickrigen Seele zu reißen; raste in die Küche, sah ein Momentchen auf die große Pfanne, in der die dicke Mamsell die Hühner, denen sie erst vor einer Viertelstunde die Hälse abgedreht hatte, prietzeln ließ: „Mamsellken, Mamsellken, das Beste muß der General kriegen!“ Guckte in die Vorratskammer, wo die Gnädige ob des Ansturms ganz verzweifelt auf dem kleinen Schemelchen saß: „Ludovika, mach den Leinenschrank auf. Sperrangelweit auf! Die Doktorsch brauchen Verbandzeug. Dein Schönstes ist grad gut genug!“ Und trippelte und trappelte wieder

ins Erdgeschoß. Wenigstens durch den Türspalt wollt' er doch mal in seine Stube sehen, der der Feldherr, der Sieger, der Blücher, die Ehre erwies.

Der lag lang ausgestreckt auf dem alten Sofa, noch in der pudelnassen Uniform. Nur die Stiebeln hatte er sich herunterziehen lassen und seine, Richthofens, Babuschen an den Füßen. Und seine, Richthofens, lange Pfeife zwischen den Zähnen. Aber den eigenen Kanaster rauchte er, sintemalen der Tobakskasten des Hausherrn bis auf den Grund geleert gewesen.

Rauchte und schmauchte und lachte und hörte die Meldungen an, die nun so allmählich von allen Teilen des Schlachtfeldes kamen. Lauter gute Meldungen: der Feind überall im fluchtartigen Rückzug, Gefangene gemacht, Kanonen erobert, Munitionswagen, Feldschmieden.

Dicht neben dem Sofa saß Müffling an dem kleinen Nachttisch bei zwei flackernden Talglichtern und setzte den Bericht für des Königs Majestät auf. Aber bald schrie ihm der Alte dazwischen: „Erst den Befehl für morgen. Gneisenau soll kommen." Und als der da war, ging's los. York muß noch heut nacht, Glocke zwei, eine Brigade über die Katzbach gehen lassen. Wird wieder schön schimpfen, der Verdrüßliche, aber das helpt ihm nix. Die ganze Kavallerie mit Artillerie soll gleich folgen. Rücksichtslos muß alles auf den Feind stürzen. Langerons Avantgarde rückt sofort über Goldberg vor. Sackens Reiter gehen gleich über die Katzbach, gewinnen die Straße auf Haynau. Alles übrige hält sich in Bereitschaft, dem Feinde morgen, sobald abgekocht ist, nachzurücken! Vorwärts und drauf!

Und dann, als das ins gleiche gebracht war, gab sich der Alte einen Ruck, setzte sich auf: „Nu lassen Sie mir mal ran, Müffling!" Tunkte den Gänsekiel dreimal ins Tintenfaß, spritzte ihn dreimal aus und schrieb seine Krickelkrackel an Frau Amalie:

„heut wahr der tag, den ich so sehnlich gewünscht habe, wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Canonen erobert und gefangene gemagt, morgen gedenke ich noch ville gefangene zu machen, da ich den Feind mit meiner

gantzer Cavallerie vervollge, es war den gantzen tag ein Regen so daß ich nicht einen trockenen Bissen behillte, gesund bin ich auch meine Umgebung. Gott mit Dich. In Eile, und mühde und matt."

⊕ ⊕ ⊕

Mochte freilich müde und matt sein, der herrliche Greis. Aber da waren die Blessierten im Hause, nach denen mußte er doch sehen. Das war nun mal nicht anders. Sollte keiner sagen: hab' mit Schmerzen unter einem Dach mit dem Alten gelegen, und er hat sich nicht um mich gekümmert.

Gleich in dem großen Saal linker Hand, wo die Richthofens sonst wohl, in besseren Tagen, fröhlich getafelt und bei Hochzeiten und Kindtaufen das Tanzbein geschwungen hatten, lagen die Schmerzensreichen in zwei langen Reihen auf Matratzen und Strohsäcken. Nun schon verbunden, so gut es möglich. Hieb- und Stichwunden meist, die Gewehre waren ja oft gar nicht losgegangen im Regen. Viele ganz munter und guter Dinge, mit leuchtenden, siegesfrohen Augen. Der Alte hatte seine Freude dran, nickte dem zu, reichte dem andern die Hand. „Kindersch, jetzt schmeißen wir den Napoleon bald ganz aus Teutschland hinaus. Werd' man schnell heil, daß ihr wieder mittun könnt!"

Aber dann kam ein kleines Zimmer, und da lagen ein paar ganz schwer Verwundete. Die Ärzte hantierten noch an ihnen herum beim Schein von zwei düsteren Stalllaternen. Auch der Bieske tat mit. Hatte den Rock ausgezogen und die Hemdsärmel aufgestreift. Blutig waren seine Hände.

Und da stand der kleine Stutterheim, der Major von den Brandenburger Ulanen. Stand ganz in einer Ecke, neben einem Bettgestell. „Was machen Sie denn hier, Stutterheimken?" — „Euer Exzellenz, ich wollte mal nach dem da sehen . . ."

„Nach dem da?"

Da hatt' ihn der Alte auch schon erkannt: den langen, freiwilligen Jäger.

Die Augen, die traurigen dunkeln Augen waren freilich geschlossen. Die ganze Stirn deckte ein schwerer Verband.

Und den Rock und das Hemd hatten sie ihm vom Leibe gerissen in blutigen Fetzen. Über dem Herzen lag nasses Leinen. Aber das Blut stand nicht. Es sickerte und sickerte.

„Bieske, Doktor, wie ist's mit dem Mann?" Sacht und leise fragt er.

„Schlecht, Exzellenz. Die Schädelwunde wär' nicht so schlimm. Aber der Schuß da ist verdammt nah bei der Herzarterie ..."

Ganz still stand der Blücher. Fragte endlich wieder, sacht und leise: „Stutterheimken, wissen Sie was weiteres von dem Manne?"

„Er hat sich als Leopold Marcks einschreiben lassen, Exzellenz. In Kuhnau, als das Detachement formiert wurde. Aber ..."

„Na — aber?"

„Ich hab' manchmal meine Zweifel gehabt, Exzellenz. Er hatte alle Allüren eines Langgedienten. Hat auch unter Wellington in Spanien gefochten ..."

Wieder war der Leberecht ein paar Augenblicke still, sah nur auf den Blessierten.

„War ein tüchtiger Soldat, Stutterheimken?"

„Meiner Besten einer, Exzellenz. Der kühnste Reiter jedenfalls. Etwas verschlossen, aber die Ulanen hingen an ihm. Er hat sich schon am Gröditzberg ausgezeichnet, machte heut gegen Morgen einen ganz verwegenen Patrouillenritt, eigentlich ohne Befehl, brachte die erste Meldung über den Aufbruch des Feindes —"

„Weiß ich. Weiß ich. Nur weiter — wie kam's denn — das?"

„Euer Exzellenz, als der Herr Oberst von Jürgaß zurück mußte, es mag abends gegen sechs Uhr gewesen sein, ließ Herr Obristleutnant von Katzeler gleich zur Attacke blasen. Wir kamen grad zurecht, wir, und die Russen, die Achtyrschen Husaren, dicht neben uns. Vor uns war ein kleiner Graben, drüben standen die Franzosen, Chasseurs und Lanciers, wenn ich recht gesehen hab'. Wie wir über den Graben setzten, chargierten die Chasseurs auf uns. Aber wir saßen ihnen auch schon mit unsern Lanzen im Leibe. Kehrt machten sie. Nur die eine Eskadron nahm uns an.

Der Chef hatte sich hoch im Sattel aufgerichtet, war ein Riesenkerl, brüllte uns auf Deutsch entgegen: ‚Nu komm nur einer her!‘ Und da war schon der Marcks über ihm, hatte ja den besten Gaul, einen herrlichen Goldfuchs —“

„Kenne ihn, Stutterheimken, kenne ihn.“

„Jawohl, Euer Exzellenz. Wer den Gaul mal gesehen hat, vergißt ihn nicht. Also der Marcks ist über ihn her, kriegt einen über den Schädel, stieß dafür dem Franzosen eine runter, daß er gleich aus dem Sattel fliegt. Und jagt weiter — ich sah das ganz deutlich — hinter den Chasseurs her, die schon pleinechasse auf der Flucht waren. Dreht sich einer um, knallt noch mal los, aufs Geratewohl — und die verlorene Kugel trifft mir den Mann in die Brust. Immer die Besten, Euer Exzellenz, immer die Besten . . .“

Ganz still steht der Alte. Wischt sich nur einmal mit dem Handrücken über den Schnauzbart, rechts und links, und wohl auch über die Augen. So nebenbei.

„Euer Exzellenz, wenn der davonkommt, den möcht’ ich gehorsamst an erster Stelle zum Kreuz eingeben —“

Blücher nickt. Und ruft dann jäh: „Bieske, Doktor, kommen Sie doch mal her!“ Denn der Blessierte regte sich plötzlich, wälzt sich, stöhnt auf, schlägt mit der Rechten seitwärts —

Und wie der Stabschirurg ihm sacht den Kopf hochhebt, öffnen sich die Augen. Groß und klar —

Kommt ein Gehilfe angelaufen, mit der Laterne in der Hand und mit einem Fläschchen Narkotikum in der andern. Aber Bieske schüttelt den Kopf. Hat an der Halsschlagader den Puls gefühlt, raunt ganz leise: „Es geht zu Ende, Exzellenz.“

Da beugt sich der Leberecht Blücher tief, ganz tief über den Blessierten, fragt: „Kennst du mich, Leopold von Klockow, mein lieber Sohn?“

Nur ein leises, leises Aufleuchten ist in dem Gesicht. Und der General streichelt ganz sanft, ganz sanft die Wange, über die die blutrote Schmarre geht.

„Hast allens gut gemacht, Leopold Klockow. Hast gesühnt. Unser Herrgott da oben vergibt dem größten

Sünder, der rechte Reue hat. Unser gnädiger König vergibt dir auch ... ich sag's in seinem Namen." Beugt sich noch tiefer, dicht an das Ohr. „Wenn ich nach unserm lieben Pommerland komme, fahr' ich in Daberkow 'ran, Leopold Klockow, und erzähl's dem alten Herrn, wie brav sein Junge gewesen. Und verzähl's auch dem Fiekchen ... mein Wort drauf. ..."

Streichelt noch einmal sacht, ganz sacht über die Wange mit der blutroten Narbe.

„Nu schlaf wohl, mein Sohn. ..."

Stand noch tief gebeugt, sah, wie das Leuchten in den großen Augen stärker wurde und stärker, wie die wunde Brust sich hob und die stummen Lippen sich öffneten, als ob sie sprechen wollten. Bis dann jäh ein Blutstrom herausschoß, die Lider sich senkten, der Körper noch einmal aufzuckte —

„Kommen Sie, Stutterheimken!" sagte der Alte und fuhrwerkte wieder mit dem Handrücken über den Schnauzbart, rechts und links, und über die Augen. „Der hat nun die ewige Ruhe und den ewigen Frieden. Sorgen Sie mir, daß er ein ordentliches Grab kriegt, Stutterheim. Können auf das Kreuz schreiben lassen: Leopold von Klockow, weiland Leutnant bei den Blücherhusaren, starb wie ein Held als freiwilliger Jäger in der Schlacht an der Katzbach. Denn so soll die Bataille von heute heißen, Stutterheimken. — Ich erzähl' Ihnen schon mal, wie das allens zusammenhängt. ..."

⊕ ⊕ ⊕

Nachts, Glocker zwei, setzte der Isegrimm York, wetternd und fluchend über die Strategen im Blücherschen Hauptquartier, die gar keine Ahnung hatten, daß der Soldat auch schlafen und essen und trinken muß, — nachts Glocker zwei also setzte der York, wie's befohlen war, über die Katzbach. Und Sacken tat's, und zögernd auch der Russe auf dem linken Flügel, Monsieur Langeron. Der Blücher ließ ihnen ja doch keine Ruhe. Griffen an, wo der Gegner sich setzte, hieben drein, jagten ihn auf und

wieder auf, Tag um Tag und Nacht um Nacht. Also daß schon am 29. Gneisenau verzeichnen konnte: „Achtzig Kanonen, zwölftausend Gefangene sind die Trophäen, die wir bis heute dem Feinde entrissen haben. Die Wirkungen des Schreckens sind auf den Wegen von der Katzbach bis zum Bober allenthalben sichtbar. Ich hoffe, daß wir die Armee Macdonalds gänzlich aufreiben werden.... Es lebe der König! Sein Thron ist nun gegründet, und wir werden unsern Kindern die Unabhängigkeit hinterlassen. Jetzt gehe ich gerne schlafen."

⊕ ⊕ ⊕

Im prunkvollen Königsschloß zu Dresden aber saß am selben Tage der Schlachtengewaltige: Napoleon. Die Kriegskarten hatte er vor sich ausgebreitet, mit bunten Fähnchen die Stellungen von Freund und Feind markiert. Es mußte alles gut gehen. Die Alliierten sollten schon sehen, was es hieß, gegen ihn das Spiel zu wagen. Die Verblendeten! Mit dem Blücher mochte Macdonald in Schlesien abrechnen — war ja in voller Retirade, der tolle Husar. Die Hauptarmee hatte er selber erst vor drei Tagen mit blutenden Köpfen heimgeschickt, jetzt verfolgte sie Vandamme nach Böhmen hinein. Ist noch da oben der Monsieur Bernadotte, der Ungetreue, Kronprinz von Schweden und ewiger Piaffeur: dem wird man nächstens eins aufs Haupt geben müssen und Berlin besetzen....

... ein paar Wochen noch, und sie werden zu Kreuze kriechen. Dann soll es Preußen büßen — und der teure Herr Schwiegerpapa in Wien dazu....

Leise klopft es an der Tür, vor der Rustan, der Mameluck, Wacht hält, wie ein treuer Hund. „Entrez!"

Der Offizier vom Dienst.

„Meldung vom Marschall Macdonald —"

Mit ungeduldiger Hand reißt der Empereur das Kuvert auf. Ein einziges Blatt flattert heraus. Eine einzige Zeile: „Sire, votre armée du Bobre n'existe plus."

Ende

Bis Belle-Alliance

Saßen bei einander, dicht bei einander, im Salon des „Adlers“, und hatten sich lieb. Waren ja seit langem, seit Ewigkeiten schien es ihnen beiden, zum erstenmal wieder einmal allein, konnten sich ungestört in die Blauaugen sehen und sich küssen nach Herzenslust. Hatten sich zwei der rotdamastenen Fauteuils hart an das eine Fenster gerückt, wollten den Trubel draußen auf der Straße mitansehen: war heute ein großer Tag für Wiesbaden, sintemalen der Herzoglich Nassauische Staat dem Marschall Vorwärts, dem alten Blücher, Exzellenz, ein Prunkfest im Gesellschaftshause gab, ihm und seinen Generalen und den Offiziers vom Yorkschen Korps, zur Feier seines Geburtstages. Eine kuriose Sache zwar: einmal nämlich hatte man das falsche Datum erwischt, da der Leberecht Blücher recte am 16. Dezember geboren war, man heute aber den 12. Dezember anno Domini 1813 schrieb; kurioser noch, daß die Nassauer Herren, die so getreue Rheinbündler von Napoleons Gnaden gewesen waren bis in den Oktober hinein, jetzo, im Dezember, durchaus den Alten feiern wollten, der allen andern voran die Franzosen bis über den Rhein gescheucht hatte. Doch kurios war so manches in deutschen Landen, anders wie sonsten. Wenn sich aber zwei Menschenkinder recht von Herzen lieb haben: ist es immer das Gleiche. Und unsre beiden hatten sich so lieb, daß sie beide das Hinausschauen auf die Straße vergaßen, Hand in Hand saßen und sich aneinanderschmiegten.

Hatte freilich der alte Graf Kerstenbringk, als vorhin der Kammerdiener gekommen, ihn untertänigst zu mahnen, wie der Medikus zwei Stunden Ruhe angeordnet, da die Wiesbadener Bäder, so er wegen des leidigen Podagra gebrauchen mußte, sehr fatigierten, ein etwas diffiziles Gesicht gemacht. „Fürstliche Gnaden, lieber Eidam,“

hatte er begonnen, als ob er sagen wollte: Prinz Leonhard, nun hebe dich fort, es schickt sich nicht, daß ein Brautpaar allein ist. Aber da war ihm Komtesse Anna an den Hals geflogen und hatte dem Herrn Papa ganz undespektierlich und lachend dazu die Hand auf den weißen Schnauzbart gedrückt. „Gehen Sie nur, cher père, und ruhen Sie süß. Uns beißt kein Mäusle." Hatte der alte Herr gelächelt, noch einmal etwas zeremoniös eine Verbeugung gemacht: „Mit Permission, Fürstliche Gnaden!" und war gegangen. Immer war er ein wenig zeremoniös. Hielt zwar, und mit Fug und Recht, die Grafen Kerstenbringk für ein ebenso gutes, altes Geschlecht, wie es die Fürsten Eisenberg-Wristhal waren, wollte aber nimmer verfehlen, dem Eidam einen gewissen Respekt zu erweisen, weil er doch eben „Fürstliche Gnaden" war. Vielleicht auch gerade, weil Prinz Leonhard sich selber gern über alle fürstlichen Prärogative hinwegsetzte, manchmal sogar ein leises ironisches Wort für sie hatte, wohl gar vom Weltbürgertum sprach und es mit Herrn von Goethe in Weimar hielt, der ja freilich ein gewaltiges Genie sein, aber in seinen Werken allerlei für einen herzoglichen Staatsminister recht seltsame Ansichten verkünden sollte. — —

„Du! Du, meine Geliebte, meine Sehnsucht, mein All!" sagte der Prinz wieder und wieder und konnte kein Ende finden.

Und sie nahm seine beiden Hände. „Laß sie mir, deine lieben Hände — immer, immer möchte ich sie so halten, nimmer loslassen! Du! Du! Hast du auch immer an mich gedacht? Hast mich in Gedanken recht, recht lieb gehabt? Aber was frage ich? In deinen Augen will ich es lesen!"

Schon anderthalb Jahr trugen sie die Ringe an den Fingern. Hatten sich fast sechs lange, bange Monate nicht gesehen. Nur die Briefe waren hin und her gegangen zwischen Schloß Wristhal und Haus Kerstenbringk, sehnsuchtsvolle, glückliche — und manches Mal so unglückliche, trostlose Briefe, aus denen die Not der Zeit zum Himmel schrie. So vieles, alles war ja anders geworden, wie sie

einst gedacht und geplant hatten, als sie sich banden. Damals, damals im Maienmond ihrer Liebe hatten sie gehofft, in einem kurzen Jahr würden sie vor den Altar treten können. Doch da mußte der einzige Sohn des alten Grafen unter König Jérômes Fahnen als westfälischer Rittmeister nach Rußland ziehen, von dannen er nie wiederkehrte. Von Kowno war die letzte Nachricht gekommen. Seither keine mehr — irgendwo lag das junge Blut erfroren im Schnee zwischen Weichsel und Moskwa. Nur drei Reiter waren von seiner Eskadron heimgekehrt, als elende Krüppel, von den einhundertundzwanzig, die unter ihm hinausgezogen, und keiner von den dreien wußte etwas von ihrem Führer. Darüber war die chère mère hinweggestorben. Auf dem alten trotzigen Wristhal aber lag nun, ein Jahr fast, schwer todwund, hoffnungslos, der Erbprinz. Der war heimlich von dannen gegangen, mit knirschenden Zähnen, nachdem ein Federstrich des Gewaltigen, „gegeben in Unserm Schloß der Tuilerien", die Eisenbergs aus der Reihe der souveränen Herren ausgelöscht hatte. Im fernen Spanien hatte er gegen Napoleon gekämpft, bis er verwundet und krank, ein elender Flüchtling, in einer Winternacht wieder an das Tor des Elternschlosses anpochte: „Nehmt mich auf und verbergt mich!" Denn die französischen Spione waren hinter dem Geächteten her, der die Uniform der Briten, der Todfeinde ihres Gebieters, getragen.

Es war keine Zeit gewesen zu frohen Hochzeitsfesten. Glücklich, wem eine bessere Stunde zum Liebhaben beschieden war.

Aber bald, bald wurden auch die jungen Gesichter ernst. Konnte ja nicht anders sein: auch in diese Glücksstunde klang der schrille Schrei von Krieg und Kriegsnot hinein.

Von der Heimat sollte der Prinz berichten. Alles, alles wollte die Braut wissen. Und er erzählte von den tiefgebeugten Eltern, die den Verlust der Souveränität nicht verwinden konnten; von dem todkranken Bruder, der teilnahmlos liege, nur dann und wann in Fieber-

phantasieen aufschrecke mit spanischen Flüchen. Er erzählte, wie gegen Ende Oktober ein Korps der bei Leipzig geschlagenen französischen Armee auf der Flucht über Wristhal und die Domänen hergefallen wäre, halb aufgelöst und verkommen, gleich einem Schwarm verhungerter Heuschrecken, ohne Zucht und Ordnung; wie sie gehaust hätten in wüster Verzweiflung, den Bauern das letzte Brot genommen und die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen, die Betten aufgeschlitzt und zu den Fenstern hinausgeschüttet. Und als sie dann eilends weiterzogen, kamen in dichten Schwärmen die Kosaken hart hinter ihnen drein und trieben es nicht viel besser. Dann waren die Bataillone und Regimenter Blüchers gekommen, siegestrunken, aber auch sie dezimiert von den ungeheuren Anstrengungen, kümmerlich gekleidet, viel Kranke in den Reihen, die sich nur mühsam mitschleppten. Und auch sie hatten leben wollen, hatten gefordert, genommen, was Franzosen und Kosaken übriggelassen. Ausgesogen war Stadt und Land und nicht abzusehen, wie Bürger und Bauer über den Winter fortkommen sollten.

Der Prinz hatte den Blick gesenkt und seufzte schwer und schmerzlich.

Doch als er wieder aufsah, blickte er erstaunt, erschrocken fast in strahlende Augen.

Noch immer hielt die Braut seine beiden Hände. Noch fester umspannte sie die und sprach mit klingender Stimme: „Aber über Not und Elend kommt das Glück, mein Geliebter. Das höchste Glück, unsres Vaterlandes Freiheit! Heil uns, daß wir's erleben dürfen. Des Korsen Macht ist gebrochen, die Ketten, mit denen der Empereur uns umschlossen, sind gefallen. Uns knechtet kein fremder Wille mehr. Wir brauchen nicht mehr Blut und Gut für fremdes Gelüste hinzugeben. Frei ist Teutschland! Frei, frei mein Geliebter!"

Er sah sie an, verwundert, erstaunt. Dann schüttelte er den Kopf, und ein seltsames Lächeln, weh und überlegen dabei, glitt über sein Gesicht.

„Du frohlockst zu früh, Anna, fürchte ich," gab er ernst

und eindringlich zurück. „Als der Kaiser aus Rußland kam, ohne Roß und Mann, dachten Tausende wie du. Im Frühjahr aber stand er in fester Rüstung wieder an der Elbe. Mag das wandelbare Kriegsglück jetzt gegen ihn entschieden haben, wer bürgt dir dafür, daß er in wenigen Monaten nicht aufs neue über den Rhein zieht und aufs neue den Sieg an seine Fahnen kettet? Oft genug hat er's bewiesen, daß er Minervas Launen zu besiegen, daß er Armeen aus der Erde zu stampfen weiß. ‚Der Mann ist euch zu groß!' hat Goethe gesagt, als man in ihn drang, in die Begeisterung der Tage einzustimmen. Ein Riese ist er an Geist und Kraft, wie die Welt seit Alexander und Cäsar keinen sah."

„Und das sagst du, Leonhard?" sprach sie, und ein Schatten breitete sich über ihre Stirn. „Du, dem des Korsen Willkür seit Jahrhunderten verbriefte Rechte raubte!"

Er lächelte. „Auf die Gefahr hin, dir zu mißfallen, Anna. Meine Eltern tragen es schwer, werden nie darüber hinwegkommen. Aber ich, ein Sohn unsrer Zeit, muß mich doch fragen: Ist es wirklich solch ein Unglück, daß er ein Dutzend oder mehr Staaten von der Landkarte fegte? Muß mich fragen, ob wir, per exemple, mit unsern zehntausend und einigen Untertanen ein wirkliches Existenzrecht hatten? Er schlug Wunden, ja, überall schlug seine Faust Wunden, und Ströme von Blut machte er fließen. Doch das ist es eben: nur mit Wunden und Blut macht man Welthistorie! Glaube es mir, glaube es mir: wenn all die Kleinen, die heute wider ihn stehen, vergessen sind, wird sein Name noch glänzen am Horizonte der Ewigkeit!"

Tiefer und tiefer war der Schatten auf der weißen glatten Stirn geworden. Weh zuckte es um die Lippen, die eben noch so glücklich gelächelt und geküßt hatten. Sie sah nicht mehr auf. Mit tiefgebeugtem Nacken saß sie. Schwieg geraume Zeit, wie in schmerzlichem Sinnen. Bis sie dann leise, leise sagte: „Ich hätte es mir denken können, daß du so urteilst. Aus deinen Briefen mußte ich es

herauslesen, habe oft genug über ihnen gesessen und geweint. Aber ich meinte doch, im stillen Herzensgrund, die große Zeit würde auch dich mit fortreißen. Ich meinte, ich hoffte, mein Leo, und gerade heute, heute wollte ich zu dir sprechen — so viel habe ich dir zu sagen — so Großes wollte ich von dir erbitten —"

Nun schwieg sie wieder. Noch immer umspannten ihre Hände die seinen. Aber er fühlte, wie sie bebten und zitterten. Den Kopf warf er zurück. „So sprich doch, Geliebte. Alles mußt du mir sagen, was dein Herz bedrückt. Zwischen uns darf nichts Fremdes sein. So sprich doch!"

„Was soll ich nun noch sagen? Still einsargen muß ich mein Hoffen —"

„Das sollst du nicht! Das darfst du nicht! Wenn Menschen, die sich liebhaben, uneins werden in Gedanken und Meinen, findet sich immer eine neue Brücke. Nur suchen müssen wir sie!"

„O du Guter! Ich danke dir! Aber —"

„Kein Aber! So sprich nur —"

Da hob sie den Kopf, und mit einem Male war wieder ein Leuchten in den blauen Augen, die oft wohl seltsam verschleiert und ernst blicken konnten und dann doch strahlten wie die Sterne. „Bitten wollte ich dich, beschwören, Leonhard, dich offen in des großen Vaterlandes Dienst zu stellen! Dich bindet kein Eid, du bist ein freier Mann. Bitten wollte ich dich, beschwören: greife auch du zur Waffe, ziehe auch du mit hinaus ins Feld! Hilf auch du für dein Teil, dem Feinde den Rest zu geben! Erinnern wollte ich dich daran, wie dein Großvater freiwillig unter Friedrichs des Großen Fahnen bei Roßbach gegen die Welschen gefochten hat. Erinnern wollte ich dich an deinen armen Bruder! Mahnen wollte ich dich an alle die Opfer, die diese Jahre der Knechtschaft euch auferlegt haben. Zur Rache, zur Vergeltung wollte ich dich aufrufen. Großer Gott im Himmel, daß ich die rechten Worte fände, dein Herz für unser Vaterland zu begeistern! Daß du das herrliche teutsche Wort recht verstündest:

‚Der Gott, der Eisen wachsen läßt, der wollte keine Knechte!‘“

Sie schwieg. Er hatte seine Hände langsam gelöst, war aufgestanden, schritt bis zur Tür und wieder zurück, legte seinen Arm um ihren Nacken und sagte zärtlich: „Du liebe, liebe Phantastin —“ Und dann, mit leiser Ironie: „Mein geliebtes Mädchen, wenn du doch einsehen möchtest, wie groß die Welt und wie klein darin Teutschland ist. Immer denkt ihr, die große Welt müßte sich um euer kleines Teutschland drehen, wie die Planeten um die Sonne.“

„Unsre Heimat ist es, unser Vaterland, Leo! Darf ich dir noch einmal Dichters Worte sagen, unsres Schillers Worte: ‚Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen—hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!‘ O, mein Leo, wie sind mir die Tränen geströmt, als ich zum erstenmal, vor wenigen Monaten erst, Arndts herrliches Vaterlandslied las: ‚Laßt brausen, was nur brausen kann, in hellen, lichten Flammen! Ihr Teutschen alle, Mann für Mann, fürs Vaterland zusammen!‘ Daß ich dich rühren, daß ich dich begeistern könnte! Daß du mit mir fühlen und empfinden möchtest! Höre noch einmal Friedrich Schiller: ‚Kämpfe fürs Vaterland — du kämpfst für deine Liebe!‘“

Er stand noch immer hinter ihr und hatte den Arm um ihren Hals gelegt. Weit zurückgelehnt war ihr Kopf, ihre Augen blickten zu ihm auf, und er sah ihr Leuchten und sah doch auch die Tränen an den langen Wimpern.

In seinem Gesicht zuckte es. „So wirst du mich nicht mehr liebhaben,“ sprach er zögernd, „wenn ich nein sage —“

Da sprang sie auf und hing an seiner Brust. „Immer werde ich dich liebhaben! Wie kannst du fragen und zweifeln? Aber mir ist es, als müßte ich dich noch hundertmal, tausendmal heißer lieben, wenn du mich recht verstehen, wenn du meine Sehnsucht erfüllen würdest: ein teutscher Mann, ein teutscher Held!“

Von unten her, von der Straße herauf, dröhnte plötz-

lich der feste Marschtritt von Hunderten. Und sie zog den Geliebten ans Fenster. „So sieh doch! Sieh, tagtäglich um die gleiche Stunde stehe ich hier, und mein Herz will mir zerspringen vor Freud' und Leid —"

Kamen von Biebrich herauf, wo sie auf Vorposten am Rhein gestanden: Preußen, ein Detachement Brandenburger Jäger, ein Bataillon vom Leib-Infanterieregiment, von General von Horns ruhmbedeckter Brigade. Waren abgelöst nach hartem Dienst. Man sah es ihnen an: bang und schwer lag der Feldzug auf ihnen, heute noch, die Tage von der Katzbach über das blutige Wartenberg bis zum Sturm auf Leipzigs Vorstadt am Grimmaischen Tor! Waren keine Paradesoldaten. Zerschlissen die Uniformen in Sonnenglut und Regen und nun im harten Winter, im Kampf und auf endlosen Märschen und am qualmenden Biwakfeuer. Aber sehnig und fest waren die Männer, hoch trugen sie die Köpfe, stolz blitzten die Augen. Ihr Schritt dröhnte, und jubelnd klang das Lied aus der Kolonne, das wie auf Sturmesflügeln sich durch die siegreiche Armee verbreitet hatte, von Schwadron zu Schwadron, von Bataillon zu Bataillon:

„Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug,
Frei vor dir liegt die Welt.
Wie auch des Feindes List und Trug
Uns rings umgattert hält!
Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz.
Streich aus, streich aus und trage mich
Zum lust'gen Schwertertanz!"

Hell und jubelnd klang das Lied. Doch dann stockte plötzlich der Gesang. Die Kolonne schließt links heran. Im scharfen Trab kommt von der andern Seite her ein offener Wagen. Und jäh fliegen die Mützen in die Höhe, recken sich die Arme, und es braust ein Ruf durch die Hunderte: „Vater Blücher! Vater Blücher!"

Der Wagen hielt vor dem Hause. Zwei Männer sitzen darin: der Alte, der Lebrecht, der Sieger von der Katz-

bach und von Möckern. Und neben ihm sein Gneisenau, der treue Berater, der Generalstabschef.

Hochauf richtet sich der Leberecht. Schiebt die Feldmütze mit dem breiten Schirm aus der Stirn rückwärts auf das schlohweiße Haar. Winkt mit der Hand, wieder und wieder. „'n Tag, Jungens! Daß euch der Deixel hol'! Wollt ihr wohl weitermarschieren! Und weitersingen —"

„Vater Blücher! Ja, Vater Blücher!" jubelt's. Straffer noch recken sich die Männer. Scharf aufschließt die lange Kolonne. Der Marschtritt dröhnt wieder. Und die hellen Stimmen heben an:

„So geht's zum lust'gen Hochzeitsfest,
Der Brautkranz ist der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der Freier Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitsgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut —

Gar süß muß solch ein Schlummer sein
In solcher Siegesnacht;
In kühler Erde schlaf' ich ein,
Von meiner Braut bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt —"

⊕ ⊕ ⊕

Im Prunksaal des Gesellschaftshauses, über dessen Marmorsäulen heute das glänzende Licht der neuen „argandischen" Lampen strahlte, saß Prinz Leonhard zwischen den Generalen und Stabsoffizieren des Yorkschen Korps. Einer von vielen, und war immerhin ein Ehrenplatz, so man dem Sohne des noch vor wenigen Jahren reichsunmittelbaren Hauses angewiesen. Links neben sich hatte er den löwentapferen Horn, rechts den ritterlich kühnen Reitersmann Jürgas. Und drüben, in

der langen Reihe, die sich um Blücher schloß, saßen Langeron, der Russe, Gneisenau, der Eisenfresser York, der wackere Hünerbein, der unermüdliche Katzeler — jeder einzelne ein Held, und auf fast jeder Brust schimmerte das stolze, schlichte Kreuz von Eisen. Dazwischen in ihren goldstrotzenden Röcken, seltsam genug abstechend von den Felduniformen, die höchsten Beamten des kleinen Staates Nassau. Verbargen bisweilen nur schlecht die etwas verlegenen Gesichter. Wußten ja, was sie in den Augen der deutschen Sieger auf dem Kerbholz hatten: waren allzeit „treue" Rheinbündler gewesen, waren erstorben in Devotion vor dem Empereur, und sollten nun mit einem Male dem alten Husaren da, der preußischen Kriegsgurgel, ihre Reverenz erweisen. War schon nicht ganz leicht. Umdenken mußte man — parbleu!

Glück nur, daß die berühmten nassauischen Kellereien sich aufgetan hatten. Die „Hohen Herren vom Rhein" in den verstaubten Flaschen, der Steinberger und der Markobrunner, der Rüdesheimer und der Hochheimer, die halfen über manche Verlegenheit hinweg. Und die Preußen hatten einen Zug im Leibe, als ob ihre Kehlen noch ausgedörrt wären vom weiten Marsch aus der armseligen Mark Brandenburg bis zum gesegneten Rheinland.

Auch um Prinz Leonhard war's recht lebendig geworden. Der Firnewein löste die Zungen. Der Prinz freilich saß ziemlich schweigsam, mußte sich Gewalt antun, um im Kreis der fröhlichen Zecher nicht aufzufallen. In ihm hallte das Gespräch mit seiner Braut gar zu gewaltig nach. Hatte ihn doch mächtig erregt, hatte in den Tiefen seiner Brust eine Fülle von Empfindungen ausgelöst. Wie sie zu ihm gesprochen hatte, die Geliebte! Mit welcher Begeisterung, mit welcher Inbrunst! Und mit welcher Innigkeit dabei! Auch wenn er ihre Überzeugung nicht zu teilen vermochte: stolz war er, daß dies teutsche, so ganz teutsche Mädchen sein war. Wie eine Thusnelda hatte sie vor ihm gestanden, groß und schlank, mit dem wunderbar ebenmäßigen Antlitz, dem blütenweißen, in dem das Blut kam und ging, mit ihren leuch-

tenden Blauaugen, der hohen reinen Stirn, die die blonde Haarkrone so majestätisch überwölbte. Hatte vor ihm gestanden, hatte ihm zugerufen: „Immer werde ich dich liebhaben! Aber mir ist's, als müßte ich dich hundertmal, tausendmal heißer lieben, wenn du meine Sehnsucht erfüllen würdest: ein teutscher Mann, ein teutscher Held!"

Seltsam glitt durch seinen Sinn: Und nun sitzest du unter den teutschen Männern, denen das Vaterland zujubelt, die es seine Helden nennt! Bist du ihnen so wesensfremd? Bist du nicht vom gleichen Blute, gleichen Stammes? Was scheidet dich von ihnen? Ist's nicht nur ein Phantom, nicht nur Einbildung, daß du nicht hassen kannst wie sie und nicht lieben wie sie? Hast dich versponnen vielleicht in Theorieen, in dein Weltbürgertum. Und hat am Ende nicht sie, sie allein recht: Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen —

Drüben der Alte, der Blücher, hatte ans Glas geklopft und sich erhoben, und es war plötzlich tiefes Schweigen ringsum. Sprach mit schallender Stimme: erst ein paar höfliche Dankesworte gegen die Gastgeber, konnte auch höflich sein und verbindlich, hatte dabei nur solch eigen listiges Husarenlächeln unter dem weißen Schnauzbart. Doch dann wetterte er los: Hätten lange genug hier auf der faulen Bärenhaut gelegen, gar zu lange schon, weil es die Herren Diplomatiker also für nötig gehalten. Ihm wäre es längst contre coeur gewesen, aber der Soldat müsse gehorchen. Das große Werk sei erst halb getan. Noch sitze der Mann drüben, der Napoleon, auf seinem Thron und rüste und rüste, würde nimmer guten Frieden halten. Herunter müsse der Korse, herunter! Ein Hundsfott, wer anders denke! Hatte wieder sein listiges Husarenlächeln unter dem weißen Schnauzbart und um die Augenwinkel: „Weiß ja, meine Herren, daß unter uns niemand, nicht ein einziger sein kann, der nicht denkt wie ich. Walt' es Gott, der uns bisher gnädig gewesen, ziehen wir bald in Paris ein, unser Allergnädigster König und oberster Kriegsherr mit all seinen hohen Alliierten voran! Auf

das Wohl unsres Königs und Herrn, auf das Wohl aller verbündeten Fürsten bitte ich die Gläser zu leeren!"

Ein Vivat brauste durch den Saal. Und die Herren in den goldstrotzenden Röcken, die vom Rheinbundstaate Nassau, beugten die Nacken tief. Brauchte nicht jedweder ihre verlegenen Gesichter zu sehen. Hoben diese Gesichter wieder, blinzelten sich zu, hoben auch ihre Gläser — was wollte der Alte eigentlich? Ist nicht auch unser hoher Herr jetzt dem Bündnis gegen den Empereur beigetreten? Ein bissel spät vielleicht, freilich. Ja — doch das ging eben nicht anders, sintemalen die Faust des großen Mannes gar zu schwer auf uns lag. Jetzo, jetzo dürfen wir mitrufen: Vivat — hoch! Vivat — hoch!

War wieder Stille eingetreten, und die Lakaien füllten die Gläser aufs neue. Zog der Jürgas, der Reiteroberst neben dem Prinzen, aus der Brusttasche ein Flugblatt und las es mit halblauter Stimme vor: ein neues Lied war es von dem Ernst Moritz Arndt. Der sang, und es galt dem Alten, dem Leberecht: „Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein, du tapferer Degen, und nach Frankreich hinein!" Und die Offiziere nickten und stießen wieder an: „Zum Rhein, übern Rhein, und nach Frankreich hinein!"

Saß da schräg gegenüber, dicht bei Blücher, noch ein andrer, der keine Uniform trug. Ein Mann mit eigen stolzem, großem Gesicht. Der Prinz hatte fragen müssen, wer der wäre. Da hatte ihn der General Horn ganz verwundert angesehen: „Den kennen Fürstliche Gnaden nicht? Ist ja fast ein engerer Landsmann von Ihnen. Der Stein — der Reichsfreiherr vom Stein!"

O, nun wußte er, wer der Mann war. Der Unermüdlichste unter allen Feinden Napoleons, auch einer der leidenschaftlichen Hasser! Verfemt, geächtet und immer auf der Warte, daß er gegen Bonaparte den vernichtenden Schlag tun könnte. Der große Staatsmann, der Preußens Geschicke in schwerster Zeit gelenkt, der mitgeholfen, es aufzurichten aus tiefster Erniedrigung, der dann in Petersburg das Ohr und das Herz des Zaren

aller Reußen gefunden hatte, gerade in den Stunden und Tagen und Wochen, in denen sich Napoleons tiefer Sturz auf Rußlands Schneefeldern vorbereitete.

Ganz Teutschland kannte seinen Namen, und mit ehernen Lettern würde der einst in die Tafeln der Welthistorie eingegraben sein: ein teutscher Mann und ein teutscher Held!

Blutrot schoß es plötzlich jäh im Antlitz des Prinzen hoch: ein teutscher Mann und ein teutscher Held —

Da hob der Blücher die Festtafel auf.

War großer Ball angesetzt zum Abschluß der Feier. In den Sälen, wo vor gar nicht langer Zeit eine andre Geburtstagsfeier, die des „Königs von Rom", des Sohnes Napoleons, festlich begangen wurde, und wo sonsten der Spielpächter, Monsieur Heynlein, seine Bakkarat- und Roulettetische aufgestellt hatte, harrten die Damen bereits. Schöne Frauen, schöne Demoisellen genug, und man merkte ihnen nichts an von bösen Kriegszeiten. Rauschten in Samt und Seide, nach neuester Pariser Mode mit hochgeschnürter Taille und tief entblößtem Busen, und machten den jungen Offizieren frohe Augen. Und bald klangen die Geigen, und der Alte, der Leberecht, schmunzelte: „En avant, meine Herrens!" Denn er ist allzeit für leben und leben lassen und selber kein Kostverächter gewesen.

In einer stillen Ecke stand der Prinz. Dachte: schade, daß mein Mädchen nicht hier sein kann wegen der Trauer um den Bruder. Dachte dann gleich wieder: möchte sie lieber doch nicht sehen unter den aufgeputzten, aufgeschminkten Frauen! Hatte das Herz schwer, so schwer. Wäre am liebsten leise davongeschlichen —

Doch da war plötzlich der Gneisenau neben ihm, mit einem Lächeln im sonst immer ernsten Antlitz. „Fürstliche Gnaden, ich freue mich, Sie hier zu sehen. Darf ich mich erkundigen, wie es auf Schloß Wristhal steht? Ich habe mir eine liebe Erinnerung an die zwei Tage bewahrt, wo wir dorten quartierten. Wir fanden nicht überall solch eine Aufnahme."

Auskunft gab der Prinz. Aber er fand kaum die rechten Worte. Sein Herz war ihm so schwer. Ein so großes Schwanken war in ihm. Es hämmerte in seiner Brust: ein teutscher Mann — ein teutscher Held —

Jach brach er ab, starrte vor sich hin, fragte dann unvermittelt: „Herr General, mich drängt's zu einer Bitte — können mir der Herr General den Eintritt in die Armee ermöglichen?"

Das Lächeln verschwand. Ein leiser Blick, fragend und zweifelnd, streifte den Prinzen. Der Neithardt Gneisenau hatte fast sein Dienstgesicht wieder, ernst und gemessen.

„Fürstliche Gnaden verzeihen: eine etwas absonderliche Frage, dünkt mich, für diesen Festabend?"

„Und wenn mir nun gerade diese Stunde Entschluß und Wunsch in die Seele pflanzten, Herr General?"

Gneisenau wiegte den klugen Kopf.

„Mit Permission, mein Prinz: es ist nicht ungefährlich, Intentionen des Augenblicks nachzugeben. Der Krieg ist ein hartes Handwerk, und ich glaube, wir gehen noch schwereren Kämpfen entgegen, als man wohl annimmt. Sie waren nie Soldat?"

„Doch, Herr General. Ich trat kurz nach der Schlacht von Austerlitz in der österreichischen Armee ein — als Kornett bei den Windischgrätz-Dragonern. War freilich nur Friedenszeit, und schon nach Jahresfrist riefen mich die häuslichen Verhältnisse in die Heimat zurück."

„Warum suchen Fürstliche Gnaden nicht den Wiedereintritt bei unserm Alliierten?"

„Das fragen Sie, Herr General?"

In dem Gesicht des Generalstabschefs war wieder ein kleines Lächeln. „Man würde Sie mit offenen Armen aufnehmen," sagte er. „Indessen, meine ich, auch bei uns. Einem Gliede Ihres alten, standesherrlichen Geschlechts stünde der Eintritt als Offizier wohl immer offen. Man hat nicht vergessen, daß Ihr Herr Großvater ruhmreich unter den preußischen Fahnen focht. Wenn Sie einen Antrag stellen, ich bin gern bereit, ihn zu unterstützen."

Der Prinz warf den Schopf zurück. Eine Welle Blut

stieg in seinem Antlitz hoch. Er sprach rasch: „Verzeihung, Herr General, so habe ich es nicht gemeint. Ich will als Freiwilliger eintreten in einem Ihrer Detachements, von denen ich hörte. Ich will von den etwaigen Prärogativen meiner Geburt keinen Gebrauch machen. Von der Pike an möchte ich dienen, Leid und Freud' möcht' ich mit allen Mitkämpfern teilen —"

Antwortete nicht gleich, der Neithardt Gneisenau. Sah dem jungen Manne lange in das heiße Gesicht. Fragend, nicht ganz sicher, schien es. Dann mit wachsendem Wohlwollen. Schüttelte doch den Kopf. Sprach bedächtig: „Ihr Wunsch ehrt Sie, mein Prinz. Gewiß! Aber ich muß wiederholen: der Krieg ist ein hartes Handwerk. Die Begeisterung der Stunde hält oft genug nicht Stich vor den täglichen Strapazen. Fürstliche Gnaden können heute auch nicht ermessen, ob Sie denen gewachsen sein werden. Ich rate, nichts zu übereilen. Es ist nichts Kleines, als Freiwilliger gleich jedem andern Husaren oder Ulanen mitzutun. Gibt da keine Unterschiede —"

„Ich will keinen Unterschied!"

Ließ wieder seine hellen, scharfen Augen über den Prinzen hingleiten, der Neithardt Gneisenau. Als ob er lesen könnte in den erregten Zügen. Sagte dann plötzlich: „Ein Vorschlag, Fürstliche Gnaden. Schließen Sie sich vorerst unserem Stabe an, auf vierzehn Tage etwa oder drei Wochen, bis der Krieg wieder in Gang gekommen. Als mein Gast, wenn ich bitten darf. Werde es vor unserm Höchstkommandierenden verantworten. Schauen Sie selbst zu, bilden Sie sich selbst ein Urteil. Dann — nun, kommt Zeit, kommt Rat. Hier meine Hand — ich heiße Sie von Herzen willkommen! Schlagen Sie ein —"

Langsam legte der Prinz seine Rechte in die Gneisenaus. Und unter den frohen Geigenklängen sprach er langsam und schwer: „Ich danke Ihnen, Herr General —"

⊕ ⊕ ⊕

War ein eiskalter Winterabend, der vor der Nacht zum 1. Januar 1814. Sternenklar. Nur über dem Rheinstrom

lag ein leichter Dunst. Man sah aber deutlich, im schwankenden Licht, die ragende Pfalz mitten im eisfreien Flusse und drüben am linken Ufer die Höhen um Bacharach.

Vor dem Gasthause von Kilp, wo sie einquartiert waren, standen der Major von Klüx, der zum Ortskommandanten von Kaub befehligt war, und Prinz Leonhard. Horchten hinaus in die Ferne. War noch alles still. Doch dann und wann kam Geräusch: Marschtritte und das Rattern von Rädern auf hartgefrorenem Boden.

Der Stabsoffizier zog die Uhr. „Wollen gehen, mein Prinz. Es dürfte an der Zeit sein."

Schritten zur Kirche. Vor dem Eingang stand eine Ordonnanz im Wachtanzug, öffnete die Tür. Nur ein paar armselige Talglichter leuchteten im Raum, ließen eine kleine Schar von Männern erkennen, die dicht gedrängt vor dem Altar harrten. Als der Prinz näher herantrat, sah er wohl: wetterharte Männer waren es, mit gefurchten Gesichtern; hielten die Mützen in den Händen, flüsterten leise.

Dann, gleich, trat der Ortsgeistliche vor den Altar. Akles hieß er, hatte der Prinz schon erfahren, und war ein patriotischer, treuer Mann. Stand feierlich ernst im Talar und breitete die Hände gegen die Harrenden.

„Ihr Schiffer von Kaub," so sprach er, „ihr seid hierher an den heiligen Ort, in unser Gotteshaus befohlen worden durch den General Blücher, den Höchstkommandierenden der Armee, die er mit des gnädigen Gottes Beistand und Hilfe siegreich geführt hat von der Oder bis zu unserm Rheinstrom. Schiffer von Kaub, das große teutsche Vaterland, das endlich befreit ist von den Franzosen, die es so schwer heimsuchten durch lange Jahre, unser geliebtes Teutschland braucht euch. Eine herrliche Aufgabe, von der noch eure Kinder und Kindeskinder mit Stolz und Freude erzählen werden, wird euch zuteil. Schiffer von Kaub, ich kenne jeden einzelnen unter euch. Ich weiß, da ist keiner, der nicht mit freudigem Herzen und mit strengem Gehorsam mittun wird am großen Werk, getreu und tüchtig, der Gefahren nicht achtend, mit

starken Armen und scharfen Sinnen. Und so, Schiffer von Kaub, meine geliebten Kinder, so segne ich an dieser geweihten Stätte als verordneter Diener des Herrn euch und euer Beginnen und flehe um unsres guten Gottes Hilfe für euch. Er leite euch und stärke euch und sei euch gnädig. Amen."

Standen im Schweigen, die wetterharten Schiffer, drängten noch näher aneinander, faßten einer des andern Hand und Arm. Trat nun der Major Klüx vor, neben den Pfarrherrn, redete schlicht und klar zu ihnen: „Heute nacht, ihr Männer von Kaub, wird der Generalfeldmarschall Blücher eine Brücke über euren Rhein schlagen lassen und das Heer hinüberführen, um drüben am andern Ufer den Feind zu vertreiben und bald weiter nach Frankreich hinein zu marschieren, daß es ein für alle Male ein Ende werde mit aller welschen Not. Ihr aber sollt die ersten sein, die mit euren wackeren Schiffen den Strom kreuzen, den Vortrupp des Heeres sollt ihr hinüberführen. Ist einer unter euch, der nicht mittun will, der trete vor!"

War ein leises Rauschen über den Männern, ein leises Murmeln und Raunen. Und sie schüttelten wie verächtlich die Köpfe. Jeder einzelne.

„Recht so, ihr Schiffer von Kaub! Der Herr Feldmarschall hat es nicht anders erwartet von euch. Und jetzo bleibt hier in eurer Kirche, bis ihr gerufen werdet. Es soll keiner vorher in sein Haus zurück, daß das Geheimnis bis zur letzten Minute streng gewahrt bleibt. Ihr aber sammelt und ruht euch bis dahin. Das Vaterland braucht eure Kräfte. Mit Gott, Kameraden —"

Wollte zum Ausgang schreiten, kam aber nicht so leicht vorwärts. Denn die Männer umdrängten ihn, wollten seine Hand schütteln. Wollte jeder sein Schiff besonders loben, wollte jeder zuerst über den Strom. —

Bis er endlich vor der Tür stand und mit ihm der Prinz. Seltsam bewegt alle beide. „Brave Männer! Brave Männer!" sprach der Major vor sich hin. „Die hat uns die lange, elende Fremdherrschaft, die sonst so

viel schlechte Saat hier am Rhein säte, nicht verdorben. Brave Männer — teutsche Männer —"

Und der Prinz schritt schweigsam neben ihm her. In der Brust die Flut von Gedanken, die ihn nicht losließen in all diesen Tagen.

War ein ander Bild draußen jetzo, als vorhin. Kamen durch die schweigende Nacht die Straßen entlang, in dichten Kolonnen, die „Heurichs" vom Yorkschen Korps, General von Hünerbein mit seiner Brigade, der tapfere Katzeler, der wieder einmal den Vortrupp führen durfte, mit drei Bataillonen und den Leibhusaren. In allen Fenstern der Häuser brannten die Lichter, daß niemand den Weg zum Ufer verfehlen mochte. Hier und dort lugten hinter ihnen wißbegierige, ernste Gesichter. Rollten die Wagen der russischen Pontoniere heran mit ihren leichten Pontons aus Wachstuch. Potz Blitz, mochte manch einer denken, die Dinger, die schwarzen Pappschachteln, sollen halten auf unserm Rhein!

Stand alles bereit am Ufer, um die Mitternachtstunde, an der Wende des neuen Jahres. Dahinter im Tal eng aufgeschlossen das ganze Armeekorps, Steinmetz und Horn und Prinz Karl von Mecklenburg und die Kavallerie und Artillerie, und wieder dahinter das russische Korps unter dem General Langeron. Und gerade, als Prinz Leonhard sich bei Katzeler melden wollte, mit der heiß brennenden Bitte im Herzen und auf der Zunge, kam der Alte, der Feldmarschall, von seinem Quartier herübergeschritten, in den langen Mantel gehüllt, die Feldmütze auf dem weißen Haar. Mit ihm Gneisenau und Müffling, der Generalquartiermeister.

Zwölf schlug die Turmuhr. Da rief der Feldmarschall dem ersten Bataillon sein kräftiges „Prost Neujahr!" zu. War streng verboten, zu antworten. Aber die Heurichs konnten nicht an sich halten, riefen ihm donnernd ihr „Prost Neujahr!" und „Hurra!" zurück. Und der Alte lachte vergnügt. „Daß ihr wohl das Maul haltet!" War aber gar nicht böse. Setzte hinzu: „Nu woll'n wir dem Kerl, dem Bonaparte, zum Neuen Jahr gratulieren. Wollen wir, Kinder?"

Worauf die Heurichs: „Wollen, bei Gott, Vater Blücher!"

Der Alte wußte schon, solch ein Tag und solch eine Stunde hatten ihr eigenes Recht.

Warfen die Russen die ersten Pontons von den Wagen und ins Wasser, in den deutschen Rhein. Waren nun auch die wackeren Schiffer da, die Männer von Kaub. zogen ihre Schiffe hinab. Standen voll Ungeduld schon hart am Ufer der Major Graf Brandenburg und Hauptmann von Arnauld mit zweihundert ausgewählten Leuten vom brandenburgischen Regiment: „Einsteigen! Ruhe! Hierher!" War alles vorher abgezählt und geordnet, stürmte jetzt aber doch mit Hast auf die schwankenden Schifflein. Und plötzlich war im ersten ein junger Mann, faßte den Grafen Brandenburg am Arm, flehte mit heiserer Stimme: „Nehmt mich mit, Herr Graf!"

Da stieß der Kahn auch schon ab, und der Major hatte gut brummen: „In drei Deixels Namen! Ihr, Prinz Eisenberg? Daß Euch! Wenn's der Alte erfährt, zaust er mir den Schädel, daß mir Hören und Sehen vergeht!"

Hui! — legten sich die Schiffer in die Riemen. Hatten harte Arbeit. Der Strom war stark, und dann und wann kroch eine schwere Eisscholle über den Weg. Bald rann den Männern der Schweiß trotz der Kälte in Strömen über die harten Gesichter.

War tiefe, heilige Stille in den Schiffen. Stille der Erwartung. Einmal nur fragte einer der Heurichs flüsternd den andern: „Wie heißt der Ort drüben?" — „Bacharach!" kam die Antwort. —„Bacharach? Wollen ihn Rachebach umtaufen!"

Jetzt ging's an der Pfalz vorüber, und nun schauten sie drüben am Ufer ein einsames kleines Licht. Darauf steuerten die Schiffer. Die kannten es gut. Kam aus einem Fenster des Wachthauses der französischen Douaniers, der Zöllner, die sie oft genug schikaniert hatten. Heute wurde heimgezahlt. Heute, am Neujahrsmorgen des Jahres 1814.

Die Herzen pochten. Zu groß war Spannung und Erwartung. Stand da drüben wachbereit der Feind?

Jetzt nur noch ein paar Ruderschläge.

Und jetzt knirscht der Sand. Springen die ersten mit mächtigem Satz ans Ufer, und so streng es auch diesmal verboten, die Heurichs rufen aus gut Brandenburger Kehle ihr „Hurra! Hurra!“ Können nicht anders, müssen sich Luft machen. „Hurra! Hurra!“ Und der Prinz, der Prinz, ruft mit: „Hurra! Mit Gott für König und Vaterland!“

Hui — da knallt es und pfeift es. Sind aber nur ein paar unschuldige Kugeln. Die überraschten Zöllner brennen ihre Büchsen ab, machen dann lange, lange Beine auf Bacharach zu.

Stoßen immer neue Schiffe ans Ufer, Brandenburger und Ostpreußen. Noch ist's Nacht. Aber schon dämmert leise der Morgen. Ein Vortrupp wird vorgeschoben, auch auf Bacharach zu. Von dorten tönt Trommelwirbel und klingen hell die französischen Clairons: Alarm!

Ach, ihr armen Franzmänner! Ist nicht euer Tag, der 1. Januar 1814!

Wollen sich doch wehren, wollen die Soldatenehre retten. Ein Häuflein ist's, ein paar hundert Mann sind's, haben auch eine Kanone mit sich. Aber die Brandenburger und Ostpreußen spaßen nicht. Wieder geht's mit Hurra los und drauf. —

Im dämmernden Morgen. Und der Prinz ist mitten unter ihnen. Haarscharf, meint er, geht eine Kugel an seinem Hut vorbei. Schlägt eine Kanonenkugel dicht neben ihm ein. Steht er und starrt — und stürzt dann vorwärts. Vorwärts! Vorwärts! Ihm ist's, als müsse er hinausjauchzen in den Wintermorgen. —

Die Feuertaufe!

Da sind sie schon bei den ersten Häusern von Bacharach; die Franzosen haben sich in den schmalen Tälern verkrümelt, sind wie vom Erdboden verschwunden. Ab und zu nur schallt noch ein einzelner Schuß von den Höhen herüber.

Aber jubelnd umringen die Bacharacher ihre Befreier. „Habt uns gar lange warten lassen! Glück auf, daß ihr

da seid!" Und die schmucken rheinischen Mädchen bringen aus den Häusern tiefe Krüge mit ihrem Steger Wein. „Trinkt! Trinkt! Alles haben uns die Banditen nicht fortgesoffen. Ist Elfer! Ist Kometenwein! Wir geben's von Herzen! Das Beste ist gerade gut genug für euch!" —

War sonsten nicht alles so glatt gegangen, wie es der Generalfeldmarschall, Exzellenz, und sein Generalstab erhofft. Zwar bis zur Pfalz hatten die Russen die Brücke, hundertfünfzig Schritt weit, mit siebenundzwanzig Pontons bis zum Nachmittag fertig. Hatten auch schon brav weitergearbeitet nach dem andern Ufer zu. Doch da begehrte der Strom auf und riß einen großen Teil der Pontons, die jenseits der Pfalz lagen, fort, schwemmte sie rheinabwärts weg. Der Alte, der Leberecht, wetterte und donnerte. Mußte doch Geduld haben. Erst am Morgen des 2. Januar war das Werk getan und vollendet, zweihundertvierzig Schritt weit mit vierundvierzig Pontons. Und nun zogen endlich die Korps, York voran, Langeron hinterdrein, an sechzigtausend Mann, unter klingendem Spiel und hellem Jubel über den Rhein. Mit ihnen Blücher.

Saß am 3. in Bacharach und schrieb seiner Frau nach der Heimat: „Der Neujahr war für mich gar erfreulich, da ich den stolzen Rhein passierte. Die Ufer ertönten von Freudengeschrei, und meine braven Truppen empfingen mich mit Jubel —" Der Neithardt Gneisenau aber und der Friedrich Karl Müffling, der Generalquartiermeister, Alt-Blüchers rechte und linke Hand, saßen im Nebenzimmer brav an der Arbeit und fertigten die Marschbefehle aus: nach Frankreich hinein! Wie es Ernst Moritz Arndt verkündet: „Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein, du tapferer Degen, und nach Frankreich hinein."

⊕ ⊕ ⊕

Hatten's nicht alle so eilig wie der Generalfeldmarschall, der heiße Jüngling von zweiundsiebzig Jahren, der Marschall Vorwärts.

Im Norden zwar, in den Niederlanden, räumte Bülow von Dennewitz mit den Resten der französischen Herrlichkeit hübsch sorgsam auf. Aber der Zögerer Bernadotte, vor gar nicht langer Zeit noch französischer Marschall und nun Kronprinz von Schweden, der sich ganz im geheimen Hoffnungen auf Frankreichs Thron machen mochte, klebte mit seinem Heer noch an der Elbe. Und die Große Hauptarmee, die ganz im Süden, über Basel, nach Frankreich einmarschiert ist, die klebt — Gott sei's geklagt — an dem „Plateau von Langres".

War ein Riesenheer, die Hauptarmee, an zweihunderttausend Mann, Österreicher, Russen, Württemberger, Bayern, auch die preußische Garde; war allein stark genug, dem Napoleon den Garaus zu machen, wenn der Oberfeldherr, der Schwarzenberg, nur geradeswegs auf Paris marschiert wäre. Hatte aber seinen Haken, oder mehrere Häkchen, das mit dem Marschieren. Denn bei der Hauptarmee befanden sich nicht nur die drei alliierten Monarchen, die Kaiser von Österreich und Rußland und König Friedrich Wilhelm von Preußen; da war auch der ganze große Kometenschweif von berufenen und nicht berufenen Strategen und von Diplomaten. Das hing wie Blei an allem Handeln. Das ratschlagte und schrieb und ratschlagte und schrieb wieder, worüber die Tagesmärsche immer kleiner und kleiner wurden, bis man endlich auf dem berühmten „Plateau von Langres" vorläufig haltmachte. Nämlich: das war der „strategische Punkt", an dem man den Angriff Napoleons erwarten zu müssen meinte. In Wirklichkeit: sie hatten immer noch ein geheimes Grauen vor dem Gewaltigen, der nun einmal im Rufe stand, Armeen aus der Erde stampfen zu können. Und zudem: der Gewaltige war ja der Schwiegersohn vom Kaiser Franz, und alte Liebe rostet nicht. Wurden also schon Friedensverhandlungen mit ihm angebändelt, vorsichtig und leise. Aber doch so: wenn er nur wollte, hätte man ihm sein Frankreich und noch etwas mehr gern gelassen und wäre hübsch artig heimwärts gezogen. Wenn er nur wollte! Aber er wollte nicht.

Ging ihm eigentlich recht schlecht, dem Empereur in Paris. Den schwachen Heeresrest, den er nach Leipzig über den Rhein zurückgebracht, hatte das schleichende Nervenfieber dezimiert. Die Rekrutenaushebungen, die er schleunigst ins Werk gesetzt, kamen nicht recht vorwärts. Das Volk war des ewigen Krieges müde, todmüde. Es fehlte an allem, an Kriegsmaterial, an Geld. Der sonst so gefügige „gesetzgebende Körper", den er einberufen, verlangte den Frieden. Kamen dazu aus einzelnen Landesteilen Meldungen, daß die Todfeinde, die Bourbonen, sich unheimlich regten. Ja, gewiß: ein andrer, ein Kleinerer hätte mit beiden Händen zugegriffen, als die Alliierten Verhandlungen anzubändeln bereit waren: Retten, was noch zu retten ist! Napoleon nicht; der glaubte noch immer an seinen Stern; er glaubte noch immer an seine überlegene Schlachtenkunst! Hatte kaum siebzigtausend Mann in den Kampf zu führen gegen die Hunderttausende und zagte doch nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Prinz Leonhard von Eisenberg-Wristhal an seine Braut, Komtesse Johanna Kerstenbringk.

Dieuville, 2. Februar.

Du mein innig geliebtes Mädchen!
Meine einzigste Johanna!

Mußt wissen, Du Liebe, hab' endlich wieder einmal einen Stuhl, darauf zu sitzen, einen Tisch, worauf Tintenfaß und Papier, und morgen, so Gott will, Gelegenheit, mit der Feldpost dies Brieflein Dir zu senden, so Dir sagen soll, wie lieb ich meinen Herzensschatz allzeit habe. Unser gnädigster HErr GOtt gebe, daß mein Brieflein Dich Herzliebe gesund antreffe. Wie denn auch ich gesund und wohl bin trotz aller Strapazen. Schreibe heute mit verdoppelter Eile, sintemalen die Gazetten Euch Nachricht gebracht haben werden, daß sich am 29. Januar der

Bonaparte auf uns gestürzet, wir ihn aber bei Brienne mit blutigen Köpfen heimgeschickt und am 1. hujus bei La Rothière erst recht aufs Haupt geschlagen. So mein geliebtes Mädchen solches liest, wird auch sein tapferes Herz gewißlich zittern, soll daher schnell wissen, daß ich wohlbehalten aus Kampf und Sieg hervorging.

Habe Dir aber, meine einzige Johanna, so unendlich viel mehr zu sagen. Habe Dir so viel zu danken. Nicht allein unblessiert und gesund bin ich, ich bin auch frohen Mutes, im innersten Herzen bin ich froh. Du, Du hast mir den rechten Weg gewiesen. Meine Anna, ich fühle mich — nicht als teutscher Held — aber als teutscher Mann fühl' ich mich, frank und frei, bin glücklich darüber, und das danke ich Dir.

Am 10. Januar habe ich es endlich durchgesetzt, daß ich als Freiwilliger im Jägerdetachement bei den brandenburgischen Ulanen eingestellt wurde. Liege seither mit den Kameraden im Biwak oder, wenn es hoch kommt, in einer Bauernhütte, putze mein Pferd selber, hungere, wenn die andern nichts haben, und röst' mir mein Stück Fleisch am Biwakfeuer, wenn wir irgendwo ein Stück Vieh erwischen können. Bin so glücklich. Das Stück Hartbrot mundet mir köstlicher als Pastete, und wenn ich dem Pferde satt Hafer schütten kann, schnalle ich mir gern den Leibgurt selber etwas enger.

Habe es aber auch sonderlich gut getroffen. Seit dem 17. Januar, als wir in die alte schöne Stadt Nancy einzogen, sind gerade wir zur Stabswache bei dem Alten, bei Vater Blücher, kommandiert, dem Generalfeldmarschall. O du mein Geliebtes, ist das ein Mann! Ein teutscher Mann, ein teutscher Held: auf den trifft's zu. Habe ihn erst nun recht kennen und verehren und lieben gelernt. Donnert wohl und wettert. Aber so er einen mit seinen herrlichen blauen Augen anblitzt, geht einem das ganze Herze auf. Und so er spricht, lauscht man auf. Der trifft immer den Nagel auf den Kopf, wie unsre Ulanen sagen, und nimmt kein Blatt vor den Mund. Hörte ihn gleich am ersten Tage in Nancy, als ich auf

Posten stand. Da wetterte er einen Diplomaten an, der wohl mit allerlei Aufträgen zu ihm gesandt worden: „Laßt mir! Morgen marschier' ich auf Toul und immer so weiter auf Paris. Hat der Kerl, der Bonaparte, bei uns seine Visite gemacht, wollen wir's bei ihm auch tun. Daß es 'ne Art hat, Gott verdamm' mir! Herunter muß der Kerl von seinem Thron. Solang er droben sitzt, gibt's doch keinen Frieden!"

Ihn verehre ich und liebe ich, wir alle lieben unsern Vater Blücher. Mit unserm Herrn Korpskommandeur, Exzellenz York, ist das anders, mußt du wissen. Den muß man auch verehren; ihn so recht von Herzen lieben, das wär' schwer. Er ist gerecht und streng, hat was Sauertöpfisches, wie etwa mein Onkel Christian, so Du Dich dessen erinnerst. So man nur im Dunkeln seine Stimme hört, erschrickt mancher, der tags zuvor vor hundert Feinden nicht erschrocken gewesen. Dabei sorgt er für uns doch auch wie ein Vater, und wer ihn im Kampfe gesehen, ruhig im dichtesten Kugelregen, der bewundert ihn und hat ein Vertrauen ohne Grenzen.

Und nun, mein Herze, muß ich Dir noch getreulich berichten, was ich am 29. Januar besonders erlebt habe. War im Schlosse zu Brienne, und die Schlacht war schon geschlagen, und wir dachten alle, Napoleon zöge sich zurück, obschon die französische Artillerie noch dann und wann auf die Stadt und das Schloß feuerte — übrigens sollst Du wissen, die gleiche Stadt, in der der junge Leutnant Bonaparte einstens auf Kriegsschule gewesen, so daß er jede Gelegenheit sonderlich gut kannte. Wird ja früh Abend jetzt im Winter, war also schon dunkel, als Vater Blücher mit seinem Stabe im Schloß Quartier nehmen wollte. Hatte sich schon eingerichtet und seinen Abendtrunk bestellt, nachdem er dem Grafen Nostitz — Du weißt: seinem Adjutanten, befohlen, die Pferde nach der Stadt in Stallung zu schicken. Was der, dem es wohl doch nicht ganz geheuer, glücklicherweise nicht getan, sondern uns von der Stabswache mit den Gäulen im Schloßhof ließ. Dienst hatten wir weiter nicht, und so schlendere ich ein

paar Schritte in den Park hinein, wo scheinbar tiefer Friede war. Dachte Deiner, mein Mädchen! Plötzlich aber höre ich halblaute französische Stimmen. Gleich sah ich auch ein paar Bärenmützen, und sie sahen mich, knallen los. Ich zurück und ins Schloß und die Treppe hinauf. Weiß selber nicht, woher ich plötzlich so schnelle Füße hatte. Sie schon hinter mir drein, Hunderte, ein dichter Haufen. Komme gerade noch mit meinem „Hallo, hallo, Feinde im Schloß!" zurecht. Schon sind die Kameraden draußen handgemein worden, von der Übermacht überwältigt. Wir aber bekamen noch den Feldmarschall glücklich heraus und aufs Pferd. Gott sei es gedankt, auch Gneisenau und die andern. Das große Tor hatten die Franzosen schon gesperrt. „Durch den Park!" rief ich. War freilich nicht leicht. Mußten von der Terrasse an sechzig steinerne Stufen hinunterreiten — entkamen aber. Unser Alter wütete, hatte vom Leder gezogen, wäre umgekehrt, dem Feinde entgegen, wenn nicht Gneisenau gewarnt hätte: „Wollen Exzellenz als Gefangener nach Paris geführt werden?" Das half. Aber kaum sind wir bei unsern ersten Bataillonen gewesen, da hat Vater Blücher losgedonnert: „Der Kerl soll nicht in meinem Bette schlafen!" und ließ vorrücken, so daß wenigstens in der Nacht noch die Stadt den Franzosen wieder abgerungen wurde. Mir aber hat der General Gneisenau warm die Hand gedrückt. Hatte ja kein Verdienst, nur ein Zufall war mir günstig. Tat aber doch seltsam wohl, mein geliebtes Herze.

Was nun wird? Der gemeine Soldat erfährt so wenig im Kriege, auch wenn er ein Prinz ist. Doch ich meine und denke: wir sind balde in Paris. Unser Blücher läßt keine Ruhe!

Die Unschlittkerze ist zu einem Stümpfchen heruntergebrannt, und der Bogen Papier, der letzte im Felleisen, ist zu Ende. Da muß ich Schluß machen, wenn ich auch meinem Herzensschatz noch so viel, so viel zu sagen hätte. Und doch wohl immer nur das eine, daß ich ihn liebhabe über alles Erdenglück hinaus! Empfiehl mich dem gnädigen

Herrn Vater. Unser gnädiger HErr GOtt nehme Euch alle in seinen Schutz.

Ich küsse Dich, Du mein geliebtes Mädchen, Stirn, Augen und Mund. Denke immer Dein und bin und bleibe ewig Dein

Leonhard.

⊕ ⊕ ⊕

Dachten, hofften alle im schlesischen Heere, wie Prinz Leonhard nach der Heimat schrieb: wir sind balde in Paris! Ein großer Freudentag war es, als die Monarchen und der Generalissimus Schwarzenberg und Alt-Blücher im halbzerstörten Schlosse von Brienne, wo der Leberecht eben erst mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen, zum Kriegsrat zusammenkamen und nachher ein paar Bouteillen Champagner leerten. Der Alte glühte: „Auf vollem Rückzug ist der Kerl, der Bonaparte. Nur druff! Druff!" Die Monarchen waren voll Huld. Der junge schöne Kaiser Alexander umarmte den Feldmarschall stürmisch. „Blücher, nun haben Sie die Krone auf alle Ihre Siege gesetzt," hat er glühend vor Freude gesagt. „Die Menschheit wird Sie segnen." Wurde fein säuberlich beschlossen, daß die Hauptarmee auf südlichen Straßen gegen Paris marschieren, Blücher, getrennt, nördlich dem gleichen Ziel zustreben sollte. War dem Alten schon recht, daß er wieder selbständig war, selbständig handeln konnte. „Au revoir à Paris!" rief der Russen-Zar ihm beim Abschied zu.

Ja, wenn der Napoleon nicht eben — ein Napoleon gewesen wäre. Reckte noch einmal seine Tatzen, der Löwe. Als ob er nicht niederzubeugen war, schien's in diesen winterlichen Tagen. Schrieb schon am 7. Februar wieder an seinen Bruder Joseph: „Niemals wird Paris eingenommen werden, solange ich lebe!" Raffte seine kleinen Heerhaufen zusammen, begeisterte seine alten Grenadiere, riß die kriegsmüden Marschälle und Generale, die, ach so gern, sich auf ihren Reichtümern ausgeruht hätten, mit sich fort —

Ganz unvermutet hatte Vater Blücher den Prinzen Eisenberg auf dem Marsche aus der arg zusammengehauenen Stabswache herausgerufen, hatte aus seiner eigenen Satteltasche ein paar alte Offiziersepauletten herausgezogen: „Das hier für Brienne, Prinz. Gott verdamm' mich, Sie kamen gerade noch zur Zeit." Er lachte, der Leberecht. War nie so vergnügt wie in diesen Tagen. Machte dann ein Dienstgesicht. „Seine Majestät haben auf meinen Vorschlag geruht, Fürstliche Gnaden zum Sekondeleutnant zu ernennen." Schmunzelte wieder sein Husarenlächeln. „Na, mein Sohn, freu'n Sie sich man 'n bißken! Wird sich so gehören. Und übrigens, es bleibt allens beim alten. Hab' schon mit dem Müffling gesprochen, bei dem Sie sich nachher gleich melden können — Sie bleiben meiner Person attachiert!"

Wußte selber nicht recht, ob er sich freuen sollte oder nicht, der Prinz. War so gern unter den jungen Braven gewesen, hatte seinen Gaul selber gefuttert und gestriegelt, seinen Prepel gekocht, oder gehungert, wie's gerade kam. War das alles gerade nach seinem Gout gewesen, hatte gar nichts andres gewünscht und erstrebt, als Soldat zu sein, einer von vielen — und ein teutscher Mann.

Aber, hat er sich balde gesagt, jedes Ding hat seine zwei Seiten, manchmal sogar noch mehr. War doch eine Auszeichnung, die wohl tat, wird auch die Herzallerliebste beglücken. Und dann, ja dann hatte er es nun für gewiß, daß er ganz beim Stab blieb, bei Alt-Blücher und Gneisenau und den andern. Daß er mehr hörte, sah und wußte als die große Masse, die allzeit im ungewissen ihre Straße ziehen muß, bis die Plempen herausfliegen. Die dann einhaut, den Feind wirft oder geworfen wird und wieder kaum erfährt: wozu?! Hatte schon sein Gutes, wie es nun gekommen war.

Also melden, wie sich's gehört. Der Neithardt Gneisenau drückt ihm schweigend die Hand. Der Müffling — mausegrau wie immer, mausegrau der Mantel, mausegrau der Wallach, mausegrau das Gesicht — meint kurz: „Danke, Fürstliche Gnaden." Aber der lustige Nostitz hat

schon die Feldflasche beim Wickel: „Trinken wir einmal einen Schluck zusammen auf die Epauletten. Donnerwetterchen, Prinz, wie sehen Sie aber aus! Wie ein Räuberhauptmann in der zerfetzten Litewka. Ein bissel müssen wir Sie doch herausstaffieren. Wenn wir nur die Wagen hier hätten —"

Ja, die Wagen. Die waren weit hinten. Irgendwo, und konnten nicht nachkommen auf den Wegen, die spiegelblank waren vor Glatteis. Vater Blücher schimpfte. Sogar sein „Champagnerwagen", der in Reims so schön aufgefüllt worden, fehlte. „Nostitz, wo habt Ihr Himmelsakramenter den Champagnerwagen gelassen?!" Tat nämlich gern einen guten Trunk, der Alte, obschon sein Leibmedikus, Herr Bieske, oft genug warnend den Zeigefinger hob.

Also herausstaffieren! Aus dem Jäger einen königlich preußischen Sekondeleutnant machen, das konnte Seine Majestät ohne weiteres. Aber so etwas, wie ein Adjustement beschaffen, das war schon schwieriger. Doch wo der Graf Nostitz suchte, da fand er: eine alte Hose von sich selber, eine Schärpe, eine Mütze vom sangesfrohen Oppen, der das Nachrichtenwesen unter sich hatte. Und für einen leidlichen Rock sorgte Antonoff. Das war ein Kosak, der beim Feldmarschall Dienst tat und auf den er große Stücke hielt. „Geben Sie Antonoff einen Dukaten, Prinz, und er schafft Ihnen einen Rock. Aber fragen Sie beileibe nicht, woher er ihn hat. Sintemalen — nun, die Kerle nehmen eben, wo sie es finden."

Ritt nun der Prinz im Stabe des Feldmarschalls, ordonnanziert spezialiter bei dem General Gneisenau. Was allermeist ein höllisch scharfes Reiten bedeutete. Zum Glücke hatte die brave braune Stute, die er selbst in Wristhal gezogen und dorten vor allen Aushebungskommissionen sorgsam verborgen, erstaunlich ausgehalten, obschon sie mager geworden war wie ein Karrengaul und rauh im Fell wie eine Wildkatze. Dazu fand sich bald ein schwarzer Wallach, ein französisches Beutepferd, das einen mächtigen Küraſſier getragen hatte: war so groß, daß

Graf Nostitz meinte, ohne Leiter käme man wohl nicht in den Sattel. Aber dem Prinzen war's ein leichtes, hatte daheim schon als blutjunger Bursch den Hütejungen das Kunststück abgelernt, aus dem Stehen dem größten Gaul, und dem störrischsten dazu, auf den Rücken zu springen.

Wenn sich's irgend machte, hielt der Feldmarschall für den ganzen Stab gemeinschaftlich Tafel. Zum Erstaunen, wie groß solch Stab ist! Waren oft an vierzig Personen, und es ging nicht viel anders, wie bei den Jägern auch. Mal ging's hoch her, mal war Schmalhans Küchenmeister. Aber frisch und fröhlich war's immer. Das wollte Vater Blücher so und ging mit gutem Beispiel voran, machte seine Scherzchen und freute sich, wenn's die andern ebenso taten. War der „Champagnerwagen" zur Hand, so mußten gewiß auch ein paar Pfropfen knallen. Duckmäuser konnte der Alte nicht um sich leiden.

Ja, und jetzo am wenigsten. Nunmehr, nach den herrlichen Siegen, kaum ein halb Dutzend Tagemärsche von Paris. Manchmal brummte er zwar über die „verflixten Diplomatiker", so immer noch in Chatillon bei einanderhockten, der Österreicher Metternich, Durchlaucht, an der Spitze und als Abgesandter des Empereurs der schlaue Caulaincourt, Herzog von Vicenza von Napoleons Gnaden. Berieten die Schreibergesellen noch immer über den Frieden, als ob jemals Frieden werden könnte, solange der „Kerl" nicht herunter ist und vernichtet. Nun, nun, das wird ja jetzo werden. Feste Keile hat er gekriegt, wird sich nicht so bald erholen. Was, Gneisenau? Nicht wahr, Müffling? Und wir bleiben ihm auf der Pelle und geben ihm den Rest! Hol' mich dieser und jener!

Fast übermütig war Vater Blücher geworden, und seine blauen Augen leuchteten in die Welt hinein. Manchmal, wenn der Prinz vor ihm stand, irgend eines Auftrags gewärtig, guckten ihm diese Augen geradezu ins Herz. Konnte sich zuerst nicht erklären, warum? Bis er dann eines Tages mit geheimem Frohlocken der Seele erkannte: die Augen mahnten ihn an ein Paar andere, an ein Paar geliebte Augen, die auch so blau leuchteten — und in

denen es auch manchmal so feurig aufblitzen konnte. Junge Augen, Greisesaugen: und dennoch so ähnlich. Freilich, der Greis hatte sich bis auf den Tag das jugendlichste Herz bewahrt! Im Lieben und im Hassen!

Aber übermütig war er doch jetzt. Mißachtete den gehaßten, zweimal geschlagenen Empereur, zog seine Kriegsharsten weit auseinander für die Verfolgung, auf drei verschiedene Straßen. Die Preußen York und Kleist, die Russen Sacken, Kapczewitsch, Olsuwiew. Ging auch in den nächsten Tagen glatt und gut, tat nicht einmal Schaden, daß die „Heurichs" von York zum Entsetzen ihres gestrengen Kommandeurs in der einen Nacht vom 5. zum 6. Februar in der eben besetzten Stadt Chalons an sechzigtausend Bouteillen Champagner ausgetrunken hatten. Nur der Zögerer Schwarzenberg machte Vater Blücher wieder einige Sorge. Anstatt auch auf Paris loszumarschieren, wie solches vereinbart und Pflicht gewesen, hockte der mit seinem großen Heere in und um Troyes, kam nicht von der Stelle. Nun, nun: er hält mir den Napoleon wohl dorten vor sich fest, somit hab' ich den Weg frei. Ist am Ende ganz gut so!

Saßen sie alle am 9. abends froh und heiter an der langen Tafel im Quartier zu Etoges, das ganze hohe Hauptquartier. Der Champagnerwagen war glücklich herangekommen, und eine gewaltige Pfanne gebratener Hühner hatte die Stimmung auch noch gehoben. Der Alte hatte sich die Pipe reichen lassen und schmauchte behaglich seinen geliebten Knaster. Nostitz erzählte gerade dem Prinzen Leonhard und ein paar andern die Geschichte, warum sich die Yorkschen „Heurichs" nannten. War da im Korps ein Chirurg, der hieß Eirich. Der hatte einmal im Quartier eine schöne lange Wurst mitgehen heißen. Der Quartierwirt aber, wie die Spießer manchmal sind, nahm das übel, beschwerte sich gewaltig, und der gestrenge York hatte mit Donnergepolter befohlen, daß der pp. Eirich die Wurst herausgeben mußte. Da machte zuerst ein Bataillon auf dem Marsche ein Verslein, in dem es hieß: „Wer hat die Wurst gestohlen?" „Eirich." Währte

nicht lange und andre dichteten dazu: „Wer blieb bei der Marketenderin zurück?“ „Eirich.“ „Wer machte beim Rabuschern sein Glück?“ „Eirich.“ „Wer trank Mehlbrei anstatt Schokolade?“ „Eirich.“ „Wer verlor den Bügel bei der Parade?“ „Eirich.“ Das „Eirich“ — „Eirich“ ging bald durch das ganze Korps, Fußvolk, Reiterei und Artillerie. Bis es die Kosaken aufschnappten, die den Namen aber „Heurich“ aussprachen, was dann — keiner wußte, wie und warum — allgemein angenommen wurde und darüber die Yorkschen sich selber die „Heurichs“ nannten. So kam der glorreiche Tag von Möckern heran. Stand da ein festes französisches Karree, das angegriffen werden mußte — so oder so. Und da rief der Eisenfresser York, der oft genug zur rechten Stunde das rechte Wort fand, seinen Ostpreußen zu: „Heurichs, die Franzosen schenk' ich euch!“ Worauf die braven Kerle mit „Heurich!“ und „Heurich!“ wie die Berserker einstürmten. Wäre aber doch vielleicht schief gegangen, wenn nicht die Brandenburger Husaren gerade zur rechten Zeit auch mit dem Zuruf „Heurich! Heurich!“ herangejagt und mitgetan hätten. Seither war „Heurich“ bei den Yorkschen das allgemeine Feldgeschrei geworden.

Der Alte hatte über den Tisch hinüber zugehört. „Ja, die Heurichs, das sind Kerle!“ rief er. „An sie muß der liebe Gott seine besondere Freude haben, so er mal auf uns Erdenwürmer 'runterzugucken geruht. Na, und unser Waffengefährte York! Manchmal ist er verdrüßlich — freilich — da muß man vorsichtig mit ihm sind. Aber wenn's druff ankommt, Kinders: so wie er beißt doch keiner!“ Und dazu schmauchte Blücher besonders wohlgefällig, daß ein dicker Rauchschwaden zur Zimmerdecke aufstieg.

Mit einem Male aber war draußen, wo die Ordonnanzen hockten, ein lautes Hallo, und gleich darauf kam ein russischer Offizier hereingestürzt. Wüst sah der Mann aus. Der Schafpelz hing ihm zerfetzt von den Schultern, eine dicke Kruste Straßenschmutz reichte ihm bis zu den

Knieen hinauf, über der Stirn lag ein dunkelroter Schmiß, wie von einer frischen Wunde, und einzelne Blutstropfen klebten auf den Backen, die wohl seit Wochen kein Schermesser gesehen hatten. Stand einen Augenblick in der Tür, hob die Hand vor die Augen, als ob er vom Licht geblendet, stürzte dann vor bis zum Feldmarschall, stellte sich in Positur und meldete in gebrochenem Deutsch: „Untertänigst, Pan Marschallski, ist sich heut mittag General Olsuwiew in Baye von Franzoskis überfallen. Infanterie, Kavallerie, Kanonen. Haben uns vergeblich gewehrt. General mußte zurück, hat Verluste große. Franzoskis hinter uns drein, immerfort, immerfort —“

Ist die Tafelrunde aufgesprungen, das fröhliche Plaudern verstummt. Auch der Feldmarschall hatte sich erhoben, klopfte seine Pipe aus. War ganz ruhig. „Ein Glas Wein für den russischen Kameraden!“ Winkte den Neithardt Gneisenau zu sich heran —

Gleich darauf hieß es: „Die Gäule! Satteln und aufkandern!“

Den Geier auch! Hohe Zeit war's, höchste Zeit. Müffling war vor die Tür geeilt, hörte durch die Winternacht Kanonendonner. Wenn der Gegner hart nachdrängte, wenn Olsuwiew wirklich arg in der Bredouille war, kam das Hauptquartier wieder einmal in Gefahr, umzingelt, gefangen zu werden! Nicht eine einzige Schwadron hat es zur Bedeckung gehabt. So sorglos ist man gewesen.

Zurück nach Vertus also! Mußte zusehen, wie man dorten unterkam, gut oder schlecht.

Aber Nachricht, Meldung mußte man haben! Bessere, als der Russe gebracht hatte.

„Prinz Eisenberg, nehmen Sie ein paar Stabsordonnanzen! Reiten Sie auf Champeaubert vor, suchen Sie die Russen auf! Gott befohlen, Prinz!“

⊕ ⊕ ⊕

Gräfin Johanna Kerstenbringk an Prinz Leonhard Eisenberg-Wristhal.

Schloß Kerstenbringk, 10. Januar 1814.

Du mein einzig Geliebter!

Daß doch die Briefe Flügel hätten und fliegen könnten, das ist täglich, stündlich meiner Seele heißer Wunsch. Doch sie kriechen so langsam, so langsam über die Erde, von Station zu Station, und es hilft nichts, daß die Herzen mit ihnen sind. Wir müssen Geduld haben, ach, so viel Geduld! Steht bei uns ein Gehöft, ein uraltes Bauernhaus, so am Giebel ein Sprüchlein ins Holz gegraben ist: „Geduld das Beste ist in allem Kreuz und Leyden. Macht daß von Gottes Güte kein Trübsal uns mag scheyden." Da bin ich oft hingegangen, mein Leo, und habe immer aufs neue den Spruch gelesen, und wenn die Tränen kommen wollten, hat's mich aufgerichtet.

Heute nun aber bin ich froh und so selig. Habe Dein liebes Brieflein vom 3. dieses Monats, weiß, daß Ihr glücklich über den Rhein seid, daß mein Leo die ersten Kugeln hat singen hören, daß er heil ist und aufrecht. Geküßt habe ich die lieben Zeilen, wieder und wieder, und mein Herz war so ganz bei Dir.

Es gab sonsten bei uns der Ereignisse genug, gute und traurige, über die ich Dir berichten will, wie wir das verabredet. Denke also: saßen der cher père und ich am 31. abends ganz allein mit unsern Gedanken, und die meinen waren bei Dir. Wo sollten sie anders sein? Kreisen ja immer, immer um Dich! Wir sprachen viel Ernstes, der cher père und ich, vom alten Jahr, das sich zu Ende neigte, vom neuen, das heraufsteigen wollte. Da kam gegen zehn Uhr eine Stafette. Wie uns das Herz pochte, als wir den Hufschlag draußen auf dem Hofe hörten!

Du kannst nimmer erraten, was uns die Stafette brachte! Einen Brief von Georg! Von Georg, dem Totgeglaubten, um den wir Trauer trugen. Einen Brief

von der russischen Grenze, aus dem fernen Memel. Fast einen langen Monat war er unterwegs gewesen.

O dieser Jubel! Wie uns die Tränen stürzten! Ich lag an meines lieben Vaters Brust und hielt ihn fest, fest umklammert, als ob ich den Teuren halten und stützen müßte!

Solch ein Glücksbrief war's und barg doch so viel Trauriges zwischen den Zeilen, so viel Elend und Weh.

Was ich Dir nun über sein Geschick berichte, ist nicht allein aus seinem Brief, der so kurz und knapp war für unsre lodernde Sehnsucht. Es ist aus dem auch, was er uns erzählte. Denn Georg ist jetzo ja bei uns!

Er ist also, als sie von Moskau aus zurückmarschierten, unweit Smolensk am Wege liegen geblieben, nachdem seine Eskadron aufgerieben, sein Pferd verendet war. In eisiger Winterkälte ist er liegen geblieben im Schnee, halbverhungert, mit vielen, vielen andern. Sie haben zuerst noch ein Feuerchen gehabt, dann ist auch das verloschen, und er hat gemeint: nun ist die Erlösungsstunde. Doch da sind die Kosaken gekommen wie die Wilden, haben ihn erst vollends ausgeraubt, Barschaft, Uhr, ihm den Pelz vom Leibe gerissen, haben ihn und einige Kameraden, in denen noch ein bißchen Leben, dann fortgetrieben wie das liebe Vieh. Schrecklich, fürchterlich müssen die ersten Tage gewesen sein, wo er mit erfrorenen Füßen hat marschieren müssen, müssen, immer den Kantschu über sich, manchmal an ein trabendes Pferd gebunden, ernährt mit den Abfällen, so die Kosaken ihnen hohnlachend von ihren Speisen zugeworfen. Darauf ist es ein wenig besser geworden, als er in kleinen Märschen bis nach Kaluga transportiert wurde. Hat dann dort monatelang siech gelegen als Kriegsgefangener in einem Quartier bei einem armen Muschik, wie er es nennt, einem Kleinbürger oder Bauern, so ganz gutmütig, aber selber nichts zu knacken und zu beißen gehabt hat. Fern von der Welt, ohne andre Nachricht von den Zeitläuften, als dunkeln Gerüchten, daß die Große Armee des Empereurs durch Gottes Strafgericht vollends vernichtet. Ein paar Male hat er an den

cher père geschrieben, ist ja aber keiner von all seinen Briefen angekommen. Wie sollten sie auch? Wer hat bei den Moskowitern die herzenswehen Briefe eines armen Gefangenen beachtet?!

Darauf ist die Ordre gekommen, daß die Kriegsgefangenen nach Deutschland zurückgebracht werden sollten. Ist diesmal menschlicher geschehen, zumeist auf Wagen, freilich arg zusammengepreßt, in großen Transporten, und oft unter schrecklichem Mangel an Brot und Fleisch. Erst in Riga haben sich deutsche Landsleute seiner angenommen, ihm mit Kleidung etwas ausgeholfen und auch ein wenig Geld vorgestreckt. Und so ist er denn über die Grenze gekommen, hat in Memel wieder siech gelegen, nun aber doch in leidlicher Obhut und Pflege. Von dort also schrieb er uns, daß er Ende des Jahres in Berlin zu sein hoffe, dort einen guten Medikus zu konsultieren gedenke, und daß er im „König von Portugal“ Quartier nehmen wollte.

Als der cher père das letztere gelesen, hat er gleich heftig geschellt und die große Reisekalesche für den nächsten Morgen beordert, hat auch den Amtmann aus dem Bett klopfen lassen, um seine Befehle wegen der Relaispferde zu geben. Ach, mein Geliebter, Du hättest unsern Herrn Vater sehen sollen, seine Freude und die Erwartung, den schon so schwer betrauerten einzigen Sohn bald wieder ans Herz schließen zu können.

In Kassel haben wir erste Nachtstation gemacht und mußte der cher père noch einen halben Tag dareingeben, da er Gelder zu erheben hatte. Wie eine arg tote Stadt ist mir Kassel erschienen und ganz verändert. Schnell sind die Wappenschilder der Fournisseurs König Jérômes verschwunden, mit Seiner Majestät ‚Morgen wieder lustik‘ selber verschwunden, und verschwunden sind die goldbetreßten Lakayen, die Gardisten, die Hofequipagen. Vor dem Residenzschlosse standen preußische Landwehren auf Posten. Es ist vorbei mit der aufgeschminkten falschen Herrlichkeit des Königreichs Westfalen — Gott sei es gedankt!

So wir dann auf preußisches Gebiet kamen, am nächsten Tage, sahen wir wieder, wie die schwere, schöne Zeit sich ausprägte. In all den Dörfern, so wir passierten, schien es nur Greise, Frauen und Kinder zu geben. Wer die Waffen tragen konnte, ist gegen den einen Feind im Felde. Gegen ihn, gegen den nun auch Du, mein Geliebter, kämpfst. Ernst schienen mir all die Gesichter, denen wir begegneten; mochte so mancher den Sohn, mochte so manche den Eheliebsten betrauern! Aber habe keinen und keine klagen oder jammern gehört! Gleich als ob alle fühlten und wußten: für des Vaterlandes Freiheit sey kein Opfer zu groß! Freilich, die Not ist arg. Die Scheunen sind leer, das Vieh ist fortgetrieben; hier und dort konnten auch wir für gutes Geld kaum ein Stück Brot, nicht Hafer für die Pferde erhalten. Aber überall trugen sie die Not der Zeit mit christlicher Geduld und in Hoffnung. Wie Martin Luther geschrieben hat: Hoffnung aber ist starker Mut und neuer Wille!

O freilich, mein Leonhard, die Hoffnung festhalten, das ist oft so schwer, zu schwer fast für Menschenkraft. Das habe ich recht empfunden, als wir dann Sohn und Bruder endlich umarmen durften. O dies Elend! Dies Elend! Unser armer Georg ist ein an Körper und Geist gebrochenes Menschenkind! Wie habe ich alle Kräfte zusammenraffen müssen, daß mir nicht die Tränen stürzten, Mitleidstränen anstatt Freudentränen! Wie habe ich dann in meinem Kämmerlein geweint! Ein kerngesunder Mann zog er aus, als siecher kehrte er zu uns zurück aus Rußlands Eisfeldern. Der große Berliner Hofmedikus, Herr Heim, gab wohl Hoffnung, daß sich die schweren Körperschäden mit der Zeit ausheilen sollten. Aber die Stumpfheit des Geistes, die Mutlosigkeit der Seele — wird er die jemals überwinden? Kaum daß er Anteil an unserm Wiedersehen genommen, und so wir ihm sprachen von Kampf und Sieg gegen den Empereur, vom teutschen Vaterland und seiner Freiheit, hat er nur ein leeres, leeres Lächeln. Schrecklich ist aber auch dieses: in seinem schwachen, dämmernden Bewußtsein lebt immer noch der Glaube

an den Korsen! Er will nichts davon wissen, daß Teutschland den Empereur zu Boden geschmettert; er spricht nur von der Mißgunst der Elemente, von der Undankbarkeit der Völker, vom wechselnden Schlachtenglück, und in seine matten Augen kommt ein Leuchten, wenn er uns sagt: „Er wird bald, bald über den Rhein zurückkommen, und wenn ich heil bin, eile ich wieder, ihm zu dienen!“ Welch unheimliche, dämonische Gewalt doch der Korse auf so viele Gemüter, auch die von teutschen Männern, ausüben muß!

Also, Du mein Geliebter, haben wir jedes einen kranken Bruder daheim, zugrunde gerichtet durch den Mann, der die Völker zusammengepeitscht hat wie eine Zuchtrute des Himmels. Aber ich könnte Euch den Kranken in Wristhal neiden. In Deinem Bruder lebt der glühende Haß des Gerechten, triumphiert über das Elend des siechen Körpers. Wir haben unsern Georg heimgebracht, und fast ist es, als sei ihm alle unsre Liebe nichts wert, als denke und träume er nichts, denn von seinem Empereur und von neuen Siegen unter den Kaiserlichen Adlern. Das teure Vaterland ist ihm fremd geworden, und fremd sind wir selber ihm! Verstehst du nun, daß ich weine über ihn und dem Herrn Vater oft eine heimliche Träne über die Wange rinnt!

Lang, lang ist mein Brief geworden, und ich habe doch so wenig geschrieben von all meinen Gedanken und Wünschen und Sehnsuchten, die bey Dir sind, Du Geliebter. Zürne mir nicht. Du weißt es ja: Dir gehört mein ganzes Herz! Denke Du an das Wort, das Du mir oft aus Goethe zitiert hast, zum Trost und zur Herzstärkung: Vermag die Liebe alles zu dulden, so vermag sie noch viel mehr, alles zu ersetzen. Du — Du bist mir alles!

Ich sage noch einmal: daß doch unsre Briefe Flügel hätten.

Der gnädige GOtt nehme Dich in Seinen Schutz. Ich bin und bleibe, solange ich lebe, und mich dünket, es müsse über den Tod hinaus sein,

Deine getreue Braut Johanna.

⊕ ⊕ ⊕

Aus einem Briefe des Prinzen Leonhard an seine Braut, datiert Chalons, den 16. Februar 1814.

... schwere, schwere Tage liegen hinter uns. Aber daß ich es gleich sage: unsre Ehre ist gerettet, und unser Mut ist ungebrochen. Wir, die wir so siegesgewiß waren, sind geschlagen. Wir, die wir uns schon in Paris wähnten, haben den Rückzug antreten müssen. Und der Empereur wird triumphieren.

Ganz kurz nur laß Dir berichten. In kühnen Märschen hat er sich auf uns geworfen. Wären wir vereinigt gewesen, so würde das sein Ende gewesen sein. So aber trafen seine wuchtigen Schläge die einzelnen Corps d'armée. Während wir für gewiß glaubten, er sei von der Großen Armee südlich festgehalten, kam er über uns. Er hat am 10. den Russen Olsuwiew geschlagen, am 11. und 12. die Generale Sacken und York, am 14. bei Etoges unsern herrlichen Blücher selber. Und die Große Armee blieb untätig, kam uns nicht zu Hilfe.

Bei Etoges war ich selber im heftigsten Kampf. Als wir endlich weichen gemußt, brachen von allen Seiten die französischen Reitergeschwader über uns herein mit ihrem gellenden „Vive l'empereur!“ Da ließ der Feldmarschall ein großes Karree bilden. Mit Musik und schlagenden Tambours marschierten wir weiter, fest geschlossen, dann und wann kurz haltmachend, und Salven auf die Kavallerie abgebend. Bis wir uns schließlich unter brausendem Hurra, Blücher an der Spitze, die letzte Strecke Weges gebahnt haben.

Wir sind geschlagen, Gott sei es geklagt. Aber denke nicht, daß wir entmutigt sind. Wir haben ungeheure Verluste gehabt, manche Bataillone die Hälfte ihrer Stärke. General Gneisenau hat gestern die Rapporte zusammenstellen lassen: an 14 000 Mann und 47 Kanonen haben wir eingebüßt. Aber wenn der Empereur meinen sollte, er hätte die schlesische Armee vernichtet, so irrt er gewaltig. Er hat nun auch von uns abgelassen, wir ziehen Ver-

stärkungen heran und retablieren uns. Ein paar Tage nur: dann geht's wieder vorwärts, auf Paris zu!

Du mein geliebtes, über alles geliebtes Mädchen, in solcher Not zeigt sich die Heldengröße am herrlichsten. Da ist kein Mann im Heere, der den Mut hätte sinken lassen! Uns alle beseelt nur der eine Wunsch, die Scharten auszuwetzen. Und der Herrlichste ist unser alter Vater Blücher. Den kriegt keine Mißgunst Bellonas, den kriegt kein Napoleon unter. Er wettert und flucht, aber seine blauen Augen leuchten über uns, so zuversichtlich, als ginge er schon wieder neuen, großen Siegen entgegen. „Schmiere haben wir gekriegt, Kinder," hat er gesagt, „aber wir wollen's ihnen balde heimzahlen!"

Sorge Dich nicht um mich, Du geliebtes Mädchen. Ich bin heil und gesund, habe seit zehn Tagen heute zum erstenmal wieder die Kleider ausgehabt und in einem ordentlichen Bett gelegen; das hat mir gutgetan. Und habe auch zum erstenmal wieder geträumt: von meiner Geliebten geträumt und von der Schlacht und von Paris und wieder von meinem geliebtesten Mädchen und von unserm zukünftigen Glück. Alles durcheinander, was Du nicht übelnehmen darfst. Aber über allem warst immer Du! Sei Du vieltausendmal umarmt und sei geküßt —

⊕ ⊕ ⊕

Ja, der Empereur, der Schlachtengewaltige, triumphierte. Sandte die gefangenen Preußen und Russen nach der Hauptstadt, samt den eroberten Geschützen, ließ sie in langen Zügen den Parisern vor Augen führen. Die Glocken läuteten dazu, und ein Tedeum wurde abgehalten. Frieden! Was brauche ich Frieden? Ich stehe bald näher an München als die Alliierten an Paris! Also dekretierte er und wies seinen getreuen Caulaincourt in Chatillon, wo immer noch der Friedenskongreß tagte und die Diplomatiker die große Violine spielten, an, seine Saiten höher zu spannen. Cäsarenwahn hat ihn beherrscht. Schoß auch gar nicht so arg weit beim Ziel vorbei: sintemalen die besagten Diplomaten und mit ihnen der Gene-

ralissimus Schwarzenberg die allergrößte Lust hatten, Frieden zu schließen; war schon so weit, daß sie Napoleon einen Waffenstillstand anboten, den er aber hochmütig abgelehnt hat. So arg war ihm der Kamm geschwollen.

Setzte sich Alt-Blücher hin und schrieb in seinem wunderlichen Husarendeutsch an den Kaiser Alexander von Rußland, der immer noch die treibende Kraft im Großen Hauptquartier war: „Der Obrist Grollmann bringt mich die nachricht, daß die Hauptarmee eine Rückgengige Bewegung machen wird, ich hallte mich verpflicht Ewr. Kaiserlg. Magistet die unvermeidlichen vollgen davon, aller untertänigst vor zu stellen. 1. Die gantze Francösische Nation tritt unter den Waffen. 2. unsere Siegreiche armee wird muthloß. 3. wihr gehen durch rückgengige Bewegungen in gegenden, wo unsere truppen mangell leiden. 4. Der Kaiser von Frankhreich wird sich erholen und seyne Nation wider vor sich gewinnen. Ewer Kaiserligen majestet danke ich untertänigst so mich eine Offensive zu beginnen erlauben, ich darff mich alles guhte da von versprechen, wenn sie gnedigst zu bestimmen geruhen, daß die Generälle von Winzingerode u. von Bülow meiner anforderung genügen müssen, in dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen, ich scheue so wenig Kaißer Napoleon wie seyne marschälle, wenn sie mich entgegentreten."

Schrieb schon ein kurioses Deutsch, der Alte, aber mit dem Schwerte wußte er desto besser Bescheid.

Also das Schreiben, mit dem in der Brusttasche Prinz Leonhard nach Bar-sur-Aube ritt, wo im Augenblick das Hauptquartier der verbündeten Monarchen war. Einen Halbzug brandenburgischer Husaren hatte er zur Bedeckung mit, und das war gut. Denn das Landvolk war aufrührerisch geworden, aufgereizt durch pomphafte Proklamas des Empereurs, der es zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief. Überall lauerten kleine und große Banden von Bauern im Hinterhalte, Transporte und einzelne Reiter abzufangen. Freilich: auch die Not der schweren Zeiten hatte die Bauern zur Gegenwehr gebracht. Seit

Wochen zog die Kriegsfurie durch das Land, zerstörte die Dörfer und Gehöfte; Freund und Feind nahmen das letzte Stück Vieh, das letzte Stück Brot. Konnte auch nicht geleugnet noch beschönigt werden, daß zumal die Kosaken, die überall umherstreiften, es arg trieben. War es ein Wunder? Hatte doch sogar York über die tapfere Brigade Horn ein Strafgericht verhängen müssen. „Plündern und Zerstören scheint eure Losung zu sein!“ hatte er ihnen zornentbrannt zugerufen. „Euren und meinen Ruhm habt ihr mit Füßen getreten! Ihr seid nicht mehr das Yorksche Korps — ich bin nicht mehr der General York. Ihr seid eine Räuberbande, ich bin euer Räuberhauptmann!“

Wie furchtbar ist der Krieg! fühlte der Prinz auf dem Ritt über die verschneiten Felder, durch die verwüsteten Ortschaften. Er dachte an die Schlachtfelder mit ihren Schrecken, den Toten, den jammernden Blessierten, die vergeblich auf Hilfe harrten; lebendig stieg vor ihm das Elend empor, das er gerade in diesen Tagen recht kennen gelernt, die langen Wagenzüge mit Siechen, die hungernden Kameraden, denen die Kleidung in Fetzen vom Leibe hing, die sich mit durchlöcherten Sohlen durch die Winterkälte schleppen mußten. Ja, furchtbar ist der Krieg!

Wie mit Zentnerlasten wollte es sich auf seine Seele legen.

Heute in der Frühe hatte er den letzten, so inhaltschweren Brief der Geliebten erhalten mit der Nachricht von dem heimgekehrten Bruder. Ja, sie hatte recht: nun hatten sie daheim in beiden Elternhäusern teures Blut zu pflegen, Opfer der Kriegsgeißel, die Napoleon seit einem blutigen Jahrzehnt über Europa geschwungen.

Furchtbar ist der Krieg!

Die müden Gäule waren in Schritt gefallen. Langsam, immer langsamer trotteten sie über die schlammige Schneedecke. Und in des Prinzen Brust kroch das Grauen. Tief sank ihm das Haupt herab.

Aber dann, gleich riß er sich hoch. Vor seinem geistigen Auge stand plötzlich die Heldengestalt Vater Blüchers, die großen blauen Augen leuchteten über ihm; ihm war's,

als hörte er des Alten zornig-jubelndes „Drauf!“ und „Vorwärts!“ Ja, das war es! Seit einem Menschenalter kannte der Greis den Krieg. Er ging wahrlich nicht wie ein Geblendeter an seinen Schrecken vorüber; die heißen Zähren des Mitleids traten in die Blauaugen, wenn er sich über einen Blessierten beugte; alle Not und alles Elend fühlte er, er konnte weich sein wie ein Kind. Aber er, er wußte, hatte es allen voran erkannt, daß zum Frieden nur der Kampf und der Sieg führten. Besiegt, geschlagen, vernichtet mußte der Empereur werden, herunter mußte er von seinem Thron: eher gab es nicht Ruhe, eher konnte der Landmann nicht sorglos seinen Acker bestellen, hier und in der Heimat. Und darum, darum: „Drauf!“ und „Vorwärts!“ Das mußte die Losung sein.

Hoch hob der Prinz den Kopf, frei atmete er. Er hob den Arm: „Trab, ihr Jungens! Die Schenkel 'ran! Wir sind auf gutem Wege!“

Ein guter Weg war es.

Denn gute Nachricht brachte der Prinz von den Herrschern mit. Die volle Zustimmung des Zaren und dazu ein Schreiben König Friedrich Wilhelms von Preußen an seinen Feldmarschall, in dem es hieß: „Der Ausgang dieses Feldzuges liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängt.“

„Hurra!“ rief der Alte, als er die gute Kunde empfing. „Nun fix, Gneisenau! Jetzt dürfen uns die Diplomatiker nicht mehr dreinreden! Das is — Gott straf' mich — der halbe Sieg, und wir, wir wollen ihn voll machen. Morgen in der Frühe wird aufgebrochen, und das Ziel heißt Paris.“

Gab noch manches Hin und Her. Am 10. März aber schlug das schlesische Heer bei Laon den Kaiser so gründlich aufs Haupt, daß ihm Hören und Sehen verging. Wobei der grimme York das Allerbeste tat mit einem nächtlichen

Überfall, der furchtbaren Schrecken und wilde Verwirrung in den erschreckten Feind trug.

Aber während Napoleon es mit einem letzten Verzweiflungsstoß gegen die ewig zögernde Hauptarmee versuchte, wurde Vater Blücher von schwerer Krankheit niedergeworfen. Schon seit Tagen kämpfte er gegen heftige Augenschmerzen; es gesellte sich eine Störung des Allgemeinbefindens hinzu. Der rastlose Sieger mußte rasten, sein getreuer Leibmedikus Bieske zwang den Widerstrebenden ins Bett. In der Armee ging das Gerücht, er wäre geistig gestört. Er glaube, ein Kamel im Magen zu haben, und rede davon: daß er sich nur wundern würde, wie er das „Biest" zur Welt bringen werde. Schwer bekümmert war der ganze Stab.

Und ein Unglück kommt selten allein.

Saßen im Vorzimmer des Marschalls bei einander, Gneisenau und Nostiz und der Prinz, und wagten nur leise zu flüstern. Eben hatte Bieske sein besorgtes Gesicht zur Tür herausgesteckt. „Der Alte schläft, Gott sei es gedankt. Wenn auch immer nur auf ein paar Minuten, ist es ihm doch eine Wohltat. Hatte wieder schlimme Schmerzen an den Augen und war grantiger Laune, dachte an den Tod, und daß er das Kommando niederlegen wolle —"

„Das fehlte uns gerade noch!" hatte Gneisenau gesagt. „Es ist, als ob jetzt alles verquer gehen sollte. General York ist auch verdrießlich und macht mir zu schaffen. Und Müffling hütet das Bett."

Drinnen rührte sich etwas; Bieske zog die Tür hinter sich zu. Es war wieder das gedrückte Schweigen zwischen den dreien. Gneisenau blätterte in den Rapporten und sah die Meldungen durch, die am Vormittag von den vorderen Truppen eingelaufen.

Da war plötzlich der Major Schack im Zimmer, Yorks vertrauter Adjutant, hielt ein Kuvert in der Hand, hatte Tränen in den Augen. Und neben ihm standen die Grafen Brandenburg und Lehndorf von den Heurichs mit erregten, bestürzten Gesichtern.

„Ein Brief von Seiner Exzellenz an den Herrn Generalfeldmarschall!“ meldete Schack, und seine Stimme bebte.

Gneisenau war aufgesprungen. Auch er war leidend, die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit hatten selbst die Stärksten angepackt. Er mußte sich auf die Stuhllehne stützen. „Um Himmels willen,“ rief er, „was ist denn geschehen?“

Sie berichteten: York hatte seinen Reisewagen packen lassen; er wollte nicht weiter kommandieren; er wollte fort; er war unzufrieden, er fühlte sich und seine Heurichs schlecht behandelt —

Wie ein schwerer, schwerer Schlag hat es jeder einzelne empfunden. Gneisenau ließ den Kopf sinken. Durch seinen Geist zogen alte Erinnerungen. Immer, immer seit Beginn des glorreichen Feldzuges, hatte die Spannung gelegen zwischen York und dem Marschall, leider auch zwischen York und ihm. Schon in den Tagen vor der glorreichen Schlacht an der Katzbach war sie aufs höchste gestiegen, führte zu den schärfsten Auseinandersetzungen zwischen den Generalen. Immer fühlte York sich und die Seinen schlecht behandelt, zurückgesetzt; immer tadelte er, wo das Hauptquartier befahl. War ein schwieriger Untergebener, der York; der schwierigsten einer! Stolz, unbeugsam, rechthaberisch. Aber dafür: er war der Held von Tauroggen, er hatte damals, in Ostpreußen, mit kühnstem Entschluß den großen Kampf eingeleitet; in allen Schlachten, die seither geschlagen, hatte er den größten Anteil am Erfolg. Seine Heurichs fürchteten seine unerbittliche Strenge, aber sie sahen zu ihm empor in nicht zu erschütternder Verehrung. York durfte nicht gehen, durfte die Armee nicht verlassen! Alle persönlichen Rücksichten mußten jetzt schweigen dieser Gefahr gegenüber. Wie hätte es auf die Truppe gewirkt, wenn er jetzt, wo die letzte große Entscheidung nahe war, dem Heere den Rücken wandte. Auf Offiziere und Soldaten! Nicht zu ersetzen war York, war nicht zu entbehren —

Langsam richtete Gneisenau sich auf.

Es gab nur eine Möglichkeit, York festzuhalten. Es gab nur einen Mann, der ihm, dem Eisenharten, gegenüber die rechten Worte zu finden wußte. Nur Blücher vermochte das! So oft sich die beiden Helden gegenübergestanden hatten mit zornblitzenden Augen: immer war es Blücher gewesen, der einlenkte, einrenkte, der den Starren zu überreden, zu überzeugen, auch zu besänftigen verstand. In Wahrheit — niemand wußte das besser als der Neithardt Gneisenau — auch in dem war Blücher allzeit der Größte der beiden Großen gewesen. Der Stärkere an Willenskraft, der Überlegene an Selbstüberwindung. In seiner Brust wohnte die Seelengröße, der auch ein York nicht widerstehen konnte.

Aber der Feldmarschall war krank. Schwerkrank war er.

Es mußte, mußte dennoch versucht werden.

Nicht ein Wort sprach Gneisenau. Aus Schacks Hand nahm er den Brief, pochte leise an die Tür.

Auf seinem Schmerzenslager, im halbverdunkelten Raum, lag der Greis. Heute sah man ihm die Last seiner hohen Jahre an, die niemand bemerkte, wenn er im Sattel saß. Schien dann dem Jüngsten gleich, jagte über das Feld, zog die Plempe, hieb am liebsten noch selber drein wie ein Berserker. Jetzt war das geliebte Gesicht verfallen, die wehen Augen deckte die schützende Binde, den Körper schüttelte das Fieber.

Er war wach, als sein Generalstabschef zögernd über die Schwelle trat. Wie fragend wandte er sich nach Bieske um, der neben dem Bett stand und den Puls fühlte.

„Exzellenz Gneisenau —“ sagte der leise.

„Der Neithardt? Ja, Gneisenau, mein Sohn, mit mir steht's schlimm.“ Ganz schwach, brummelnd kam es aus dem sonst so beredten Munde. „Laßt mich zufrieden! Ich kann nicht mehr kommandieren. Ich bin jetzt ein unnütz Kraut geworden —“

Ganz nahe an das Bett trat Gneisenau. Seine Stimme bebte, so schwer wurde ihm das Sprechen, so tief griff der Anblick des geliebten Führers in seine Seele, Vater Blüchers, der gerad auch ihm wie ein Vater war.

„Und doch muß ich Exzellenz stören," sprach er verhalten. „Wollte Gott, ich brächte bessere Nachricht!"

Ein klein wenig hob der Alte den Kopf. „Hat der Deubelssakramenter, der Empereur, noch nicht genug Keile gekriegt?"

„Das ist es nicht."

„Haben die verflixten Diplomatiker uns wieder eine neue Suppe eingebrockt?"

„Auch das nicht, Eure Exzellenz."

„Also? Heraus mit dem Flederwisch!"

„General York will, unzufrieden mit unsern Maßnahmen, sein Corps d'armée verlassen."

Der Kopf des Greises sank zurück. Ein Wehlaut kam von seinen Lippen. Dann war tiefe Stille im Zimmer. Die Hände des Kranken glitten hastend über die Bettdecke, krampften sich darauf ineinander.

„Ich habe hier ein Schreiben des Generals, uneröffnet, an Eure Exzellenz adressiert —"

Es währte noch eine ganze Weile, bis der Alte befahl: „Vorlesen!"

Gneisenau brach das Siegel und las die wenigen Zeilen. Knapp und kurz meldete York, daß er aus Gesundheitsrücksichten das Kommando niederlegen müsse und sich nach Belgien begeben würde.

Und wieder war schwere, tiefe Stille im Raum. Dann und wann nur klang ein leises Röcheln aus der kranken Brust. Der Medikus hob wie abwehrend beide Hände. Plötzlich aber begann der Greis zu poltern, fast wie in gesunden Tagen: „Das Kommando verlassen! Im Felde! Vor ein Kriegsgericht stellen! Majestät melden! Ist noch nicht dagewesen in der preußischen Armee! Der York — der York!" Ward wieder still, lag mit gefalteten Händen. Eine ganze Weile. Sinnend.

Bis er aufs neue begann, nun in ganz anderm Tone: „Ja — der Yorck! Wir kennen ihn doch, Gneisenau? Ist anders wie andre Menschen. Muß anders genommen werden. Ist so leicht verdrüßlich. Ist aber, Gott verdamm' mich, ein ganzer Kerl. Was, Neithardt, mein Sohn: an

der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern, jetzt bei Laon — will immer erst nicht und beißt drauf an — und wie er anbeißt! Unser alter, braver York —"

Schwieg wieder. Richtete sich jäh hoch, schob die Binde von den kranken Augen auf die Stirn.

„Schreiben muß ich ihm — dem York —"

Sie erschrecken beide, der Gneisenau und der Bieske. Der Medikus will remonstrieren, doch in Gneisenaus Seele war über alles Erschrecken heller Jubel.

„Papier und Feder!"

„Es wird nicht gehen, Eure Exzellenz."

„Es m u ß gehen, mein Kind! Es muß! Davon versteht solch Pflasterkasten nichts. Es muß! Es muß!"

Schon hielt der Gneisenau dem Greise die Mappe als Unterlage hin, den Gänsekiel dazu. Und es ging! Schlecht ging es, aber es ging. Mit unsäglicher Mühe, unter brennenden Schmerzen, schrieb Vater Blücher in großen, kaum lesbaren Buchstaben:

„allter waffengefehrte, verlassen sie die Armee nich, da wir am sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so balde der kampff vollendet.

Blücher."

Schrieb es und sank auf den Tod erschöpft zurück. Der Arzt legte eilig die Binde wieder über die Augen. Gneisenau beugte sich tief, küßte erschüttert die Hand, der nun der Gänsekiel entfallen war.

„Ja, Neithardt, das war schwer," sagte Vater Blücher, stöhnte und hatte doch schon wieder etwas von seinem sonnigen Husarenlächeln um die Lippen. „Der York — unser York — brav is er, er wird uns nicht verlassen —"

Und York blieb. Saß schon im Reisewagen, war schon unterwegs, als ihn Schack und Graf Brandenburg erreichten. Las des Alten Zeilen, wandte sich zur Seite, als ob er sein Gesicht nicht sehen lassen wollte, dies eisenharte Angesicht — und rief dann endlich, endlich: „Umkehren!" Meldete sich noch selbigen Tags, am 12. März, gesund. Die Meldung nahm Gneisenau in Empfang, als er mit

dem Prinzen behufs einer Rekognoszierung zu der Avantgarde ritt. Tiefbewegt sagte er: „Wahrlich, das ist nicht der kleinste Sieg, den unser Feldmarschall errungen hat."

⊕ ⊕ ⊕

Prinz Leonhard an seine Braut.

Paris, 3. April 1814.

Juble mit mir, mein über alles geliebtes Mädchen! Du hast es ja schon dort oben gelesen: Paris! Paris! Das Ziel ist erreicht. Der Empereur ist gestürzt. Der so heiß ersehnte, der heilige Friede ist gesichert. Opfer über Opfer hat es gekostet, doch hundertfacher Segen erblüht uns aus den blutgetränkten Schlachtfeldern. Unsre Ketten klirren nicht mehr. Frei ist das Vaterland, frei ist Teutschland und wird es ewig bleiben. Unserm gnädigen HErrn GOtt Ruhm und Ehre und Dank!

Es ist mir wie ein Traum. Sitze ich doch vor dem Palais Royal in Paris, in Paris. Schreibe meiner Herzallerliebsten an einem kleinen Marmortischchen. Rings um mich sitzen Kameraden, Russen, Österreicher, Bayern, Württemberger und Preußen. Und das Volk, dasselbe wetterwendische französische Volk, so noch vor wenig Monden Napoleon Bonaparte zujauchzte, drängt sich jubelnd heran und ruft, brüllt: „Vivat nos amis les ennemis! Vivat les alliés! Vivat nos liberateurs!"

Wir hatten noch schwere Zeiten, seit ich Dir, meine Johanna, zuletzt schrieb. Unser herrlicher Vater Blücher war sehr, sehr krank, und man fühlte so recht, daß er fehlte: er — allzeit die treibende Kraft, die Seele der Armee! Alle Räder schienen stillzustehen. Keiner, auch Gneisenau, der Treffliche, nicht, wollte so recht die Verantwortung für die Weiterführung der Operationen auf eigne Schultern nehmen, die doch der unvergleichliche Greis in gesunden Tagen wie spielend trägt. Und der Fabius Cunctator — Du Kluge kennst ja die römische Historie — der Generalissimus Schwarzenberg, hatte zwar die zusammen-

geschmolzene Armee des Korsen bei Bar=sur=Aube geschlagen, aber zögerte, zögerte, mannhaft entschlossen auf Paris loszugehen. Darauf hat der Empereur einen letzten verzweifelten Coup unternommen: er ist gen Osten in den Rücken unsrer Heere marschiert, um so unsre rückwärtigen Verbindungen zu bedrohen und uns damit auch zum Rückmarsch zu bewegen. Wir kamen aber bald hinter seine Absicht. Da wurde Vater Blücher mit einem Male wieder gesund, und es gab für ihn kein Zögern und kein Schwanken mehr. Drauf und vorwärts! war die Losung. Der besagte Fabius Cunctator wollte zwar nicht recht und hielt es für weiser, noch einmal kehrt zu machen und dem Bonaparte zu folgen. Doch unser geliebter Alter ließ nicht locker. Der wußte: in Paris, in Paris lag die Entscheidung.

Also wir marschierten. Der Feldmarschall hatte noch immer arge Schmerzen in den Augen. So hat er sich einen Frauenhut mit grünem Schleier aufgesetzt, den sie im Quartier gefunden. Sah schon närrisch aus, was aber nicht gehindert, daß ihm alles, Offiziere und Soldaten, zujubelten, wo er sich gezeigt. Wir alle freilich sahen nicht schön aus, hatten uns nichts vorzuwerfen, stachen gewaltig ab gegen die Kameraden vom Bülowschen Corps d'armée, so frisch aus den Niederlanden zu uns gestoßen, und nun gar gegen die propern preußischen Garden, mit denen wir unter den Mauern von Paris zusammenkamen. Wie die Grasdeubel sahen wir aus nach dem harten, harten Winterfeldzug, mit den zerschlissenen, am Biwakfeuer verbrannten, hundertmal durchnäßten, hundertmal getrockneten Litewken. Herzeleid konnte man haben um unsre armen, braven Kerle, von denen so mancher anstatt Stiefeln ein Stück rohen Rindsleders um die Füße gewickelt hatte. Haben auch gerade in den letzten Wochen noch arg Hunger gelitten, ausgesogen wie das ganze Land war. Tat nichts! Tat nichts! Die Augen leuchteten aus den hageren Gesichtern, und war, wo man hin hörte, nur ein Jubel in den Bataillonen und Eskadrons: Nach Paris! Nach Paris!

Vor Paris mußten wir noch letzte Abrechnung mit dem Feinde halten. Der Empereur freilich konnte nicht mehr

rechtzeitig zurückkommen von seinem Marsch nach dem Osten, aber seine Marschälle haben alles zusammengerafft, was sie aufbringen konnten, die Kapitale zu verteidigen, und, es muß wahr bleiben, sie haben sich brav gehalten, als tapfere Männer. Aber es half ihnen nichts. Am 30. vorigen Monats haben wir sie geschlagen, daß sie kapitulieren mußten, und unser Blücher hat, immer mit seinem Damenhut auf dem Haupte, die Schlacht geleitet. Es war noch zu guter Letzt ein herrlicher Sieg. So lag sie vor uns, die Hauptstadt, von der soviel Unglück über die Welt gegangen. Wir vom schlesischen Heere, das allen Corps d'armée voran in der ganzen Kampagne das Beste getan, wir durften aber nicht einziehen. Wir schauten zu malpropre aus, soll es geheißen haben. Die schönen, blitzblanken russischen und preußischen Garden hatten den Vortritt, durften die alliierten Monarchen auf der Via triumphalis begleiten. Wir kriegten in den Vororten Quartier, und auch heute bin ich nur auf Urlaub hier. Doch alle Bitterkeit ist in dem einen großen Jubel untergegangen: Paris, Paris ist unser!

Von dem Empereur weiß man noch wenig. Er sitzt im Schlosse Fontainebleau, soll sich vergeblich mühen, die Trümmer seiner Armee zu sammeln. Umsonst, denn seine Getreuen verlassen ihn, und hier hat der Senat schon seine Entthronung ausgesprochen. Herzlieb, es ist doch eine Tragödie: wie das wetterwendische Volk von Paris, das ihn anhimmelte, jetzt uns zujauchzt, so wird er auch von dem Senat, der allezeit vor ihm in Demut erstarb, geschmäht und verstoßen. Es heißt, bald werden die Bourbonen wieder ihr Lilienbanner über Frankreich entfalten.

Jetzo endlich, mein geliebtes Mädchen, darf ich Dir zurufen: balde werden wir uns wiedersehen! Mich hält keine Pflicht mehr bei der Armee, es sey denn die treue Anhänglichkeit an die Kameraden, die nimmer erlöschen kann, und ein heißes Gefühl der Dankbarkeit. Das schulde ich Dir, und das schulde ich ihnen. Du hast mich, den Widerstrebenden, bewogen, hinauszuziehen in den großen heiligen Kampf, Du hast in meiner Brust das Bewußtsein geweckt,

daß ein teutscher Mann — ob Fürstenkind, ob Bauernsohn — dem Vaterlande leben und sterben muß! In der Armee aber ist dies Bewußtsein gestählt worden, wie Eisen im Feuer. Furchtbar ist der Krieg, aber er weckt tausend schlummernde Kräfte in der Mannesbrust. Über allem die opferwillige Hingabe an e i n großes Ziel!

Aber nun er, menschlichem Ermessen nach, zu Ende, der Krieg, nun wollen wir uns dankbar des Friedens erfreuen. Sobald sich hier der Abschluß der Ereignisse übersehen läßt, eile ich in Deine Arme, meine Geliebte! Und heute schon küßt Dich in seliger Sehnsucht

Dein ewig getreuer Leonhard.

⊕ ⊕ ⊕

Ja, die Sehnsucht loderte in ihm. Das Herz drängte nach der Heimat, wo es Sorgen zu teilen gab, wo die Liebe seiner harrte. Er bat Gneisenau, seine Entlassung zu erwirken. Der machte ein Dienstgesicht: „Fürstliche Gnaden, ich kann Ihrem Wunsche zurzeit noch nicht entsprechen. Noch wissen wir nicht, ob sich Napoleon zur geforderten Abdankung entschließt. Es ist nicht unmöglich, daß der Verblendete sich nach dem südlichen Frankreich wendet, daß uns neue Kämpfe bevorstehen. Ich stelle aber anheim, ob Sie dem Generalfeldmarschall Ihr Gesuch persönlich unterbreiten wollen."

War ein wenig trotzig, der Prinz, in seiner Heimatssehnsucht. Fuhr wirklich zu Blücher hinein nach Paris, wo der inzwischen im Palast Fouchés, des schlauen Polizeigewaltigen Napoleons, nun auch Mantelträger der Bourbons, Quartier genommen hat. War wieder leidlich wohlauf, der Alte, sprach aus einer andern Tonart wie der Neithardt Gneisenau, ließ die Blauaugen leuchten und hatte das listige Husarenlächeln: „Nee, nee, Prinzlein! Mit dem großen Mann, dem Korsen, ist's nun freilich am Ende, wenn er auch noch Fisimatenten macht. Aber Ihnen, Prinz, Ihnen brauch' ich noch hier in dem vermaledeiten Nest, weil Sie so gut Französisch parlieren. Und dann,

nämlich, wollen mir die Engelländer haben. So als Schaustück. 'n Ehrensäbel soll ich kriegen und feiern wollen sie mir. Schöncken! Und da brauch' ich Ihnen wieder. Sind ja schon in dem großmächtigen London gewest und können so gut spikchen wie parlieren. Na also! Und dann, Prinz, alle Not haben Sie mit uns geteilt, waren immer mit mang, vom Rhein bis Paris, und das von Brienne, das vergess' ich Sie mein Lebtag nicht. Nun seien Sie nur der gute Kamerad, der Sie immer gewest sind, und halten Sie noch 'n bisken bei mich aus. Ja — die daheim! Ick verstehe ja! Aber mein Malchen muß auch warten. So, und nun geben Sie mich mal die Hand. Wat — Sie verlassen den ollen Vater Blücher nicht?"

Da war schwer oder gar nicht dagegen aufzukommen.

Erst recht nicht, sintemalen der Alte noch etwas Besonderes in petto hatte.

Er schmunzelte nämlich, und dann sagte er väterlich: „Prinzlein, nun machen Sie mal die Augen fest zu. So — ganz fest — und nicht schulen —"

Hat also der Prinz gefühlt, wie Blücher an seinem Knopfloch bastelt. Nur einen Moment; darauf kommandierte er: „Augen auf!", sagte ernst und feierlich: „Seine Majestät der König haben Eure Fürstliche Gnaden das Eiserne Kreuz zu verleihen geruht und mich beauftragt, es Fürstliche Gnaden zu überreichen. Was hiermit geschehen." Und fuhr fort: „Das ist für Brienne, lieber Prinz, und ist wohlverdient. Kein Dekorationsstück, wie hundert auf ein Dutzend gehen, auf die ich pfeife! Dünkt mich das schönste Ehrenzeichen der Welt! Ich gratuliere, Fürstliche Gnaden!"

⊕ ⊕ ⊕

Also blieb, während der letzte Aktus der Kaisertragödie sich abspielte, während der Empereur den herzzerreißenden Abschied von seiner Garde im Schloßhof zu Fontainebleau nahm, während aus dem Beherrscher eines halben Weltteils der Souverän der winzig kleinen Insel Elba im Mittelländischen Meer wurde, und der dicke, alte König Lud-

wig XVIII. den Thron von Frankreich wieder bestieg, wobei etliche napoleonische Marschälle, Ney, Soult, Berthier voran, der eignen Ehre vergessend, mit dem Volke im wüsten Vive-le-roi-Geschrei wetteiferten — währenddessen blieb Prinz Leonhard in Paris, in unmittelbarer Umgebung des Feldmarschalls, jetzt bald des Fürsten Blücher von Wahlstatt.

Nicht immer ging das ganz nach Wunsch und Willen. Sintemalen im Alten jetzt die andre Seite seiner Riesennatur ganz seltsam zum Ausbruch kam, daß er sich in überschäumender Lebenslust gar nicht genug tun konnte. Wie ein junger Husarenfähnrich konnte der Greis sein. Saß bis zum Morgen am Spieltisch, bald im Palais Royal, bald im Salon des Etrangers, ließ die Goldfüchse rollen, fluchte, wenn er verlor, lachte, wenn ihm das Glück hold war. Zwischendrein speiste er bei Very, dem berühmtesten der berühmten Pariser Kochkünstler, und pokulierte, allen Warnungen des getreuen Bieske zum Trotz. War es ihm in dem großen Saale zu heiß, so zog er den Rock aus, saß in Hemdsärmeln, schmauchte aus der geliebten Pipe und trank den schwersten Punsch dazu. Und wenn die leichtfertigen Schönen ihn umdrängten oder die steifen Briten, die jetzt scharenweise über den Kanal kamen, um den „Conqueror of the tyrant", den „Old Blücher" zu sehen, dann lachte er vor Vergnügen.

Mittendrein aber hat er wieder die große Würde des Siegers in zweiundsiebzig Schlachten und Gefechten gehabt, in denen sein schlesisches Heer nicht weniger als dreihundertsechzig Kanonen erobert — die hohe Würde des Helden, dessen löwenmütige Tapferkeit die Seinen allzeit mit sich fortgerissen. Kam eines Tags der Marschall Berthier, der gerade seinen Empereur schnöde verlassen; dachte besonders klug zu reden: wolle dem Herrn Generalfeldmarschall seine Hochachtung erweisen, obschon er wünsche, daß das anderswo denn in Paris hätte geschehen können. Ließ aber der Alte seine Blauaugen über ihn hingleiten, erwiderte nichts als die sechs Worte: „Mir ist das ganz recht so!" und wandte dem Franzosen den Rücken.

Und als er dann vom König den Fürstentitel erhalten hatte, da meinte er zu seinen Vertrauten: „Die Nation hat mich ihren Beifall als Blücher zugerufen. Wenn ich nun Fürst bin, kann ich dadurch gewinnen? Der Beifall meiner Freunde und die Zuneigung meiner Nation bleiben mir der größte und höchste Lohn!“

Und wie der Marschall Vorwärts knurrte, als die Friedensbedingungen bekannt wurden! Nach solchem Kampf und solchem Sieg behandelte man die Franzosen wie liebe Kinder, die einmal unartig gewesen sind, denen man aber verzeihen muß, weil sie sonsten so nett sind! Ihnen blieben die alten deutschen Lande, die einstens Ludwig XIV. geraubt hatte; keine Kriegsentschädigung brauchten sie zu zahlen, für die ungezählten Millionen, die sie allein Jahr um Jahr dem armen Preußen ausgepreßt; die Kunstschätze, so Napoleon aus allen Landen nach Paris mitgehen geheißen, daß sich die grande nation daran erbaue, blieben in Paris. Gerade daß die Viktoria, die auf dem Brandenburger Tor in Berlin geprangt hatte, zurückgefordert und zurückgeführt wurde. Hatte schon recht, der Marschall Vorwärts: Die verfluchten Diplomatiker und Skribifaxe, die er so haßte, verdarben wieder einmal, was die deutschen Schwerter gutgemacht hatten!

Allmählich wurde Blücher das Pariser Leben doch über. „Mich brennen die Sohlen,“ sagte er dem Prinzen in vertrauter Stunde. „Ich sehne mich nach teutschen Landen und nach meinem Malchen.“

Ja, die Sehnsucht! Der Prinz kannte sie, auch ihm brannten die Sohlen unter den Füßen.

Aber er hatte dem Alten nun einmal sein Wort gegeben. Das Wort mußte gehalten werden. So fuhr er mit ihm und Gneisenau und York über den Ärmelkanal, auf demselben Linienschiff „Impregnable“, das König Friedrich Wilhelm und den russischen Zaren hinüberführte.

Diese Engelländer! Als ob ein Fieber die sonsten so steifen Gesellen gepackt hätte! Sie jubelten nicht, sie rasten. „Marshal Forwards“ war der Held der Festtage. „Es ist,“ schrieb der Prinz seiner Braut, „als ob diese klugen

Geschäftsleute wüßten, besser als manch Teutscher, daß unser Blücher, er und immer wieder er, das Beste getan bei diesem Kriege, daß er, und immer wieder er, den Napoleon, wenn auch aus ganz anderen Gründen, so gehaßt, wie sie den großen Störer ihres Welthandels haßten; daß er, und immer wieder er, der entscheidende Mann und Held der Kampagne gewesen sey, der wirkliche Besieger des Unbesieglichen. Du hättest es erleben müssen, wie die Volksmassen das Carlton-House geradezu stürmten, die Torhüter und Lakaien beiseite drängten, als der Prinzregent von Engelland den Marschall in Audienz empfing! Toll war es, und wild und toll im Rausch war dasselbe Volk, wenn es unserm Blücher die Pferde vor dem Wagen ausspannte und sich selber davor. Jeder — vornehm und gering, Mann und Frau — wollte ihm die Hand schütteln und küssen. Die vornehmsten Damen scheuten sich nicht, die Tür seiner Theaterloge zu erbrechen, ja scheuten sich nicht, in sein Schlafzimmer einzudringen. Wenn er so viel Locken von seinem weißen Haar hätte verschenken wollen, wie sie verlangten, hätte er das letzte hergeben müssen, und auch das hätte nimmer gereicht. So mußten die Schönen sich genug seyn lassen, als Souvenir eine Feder aus seinem Federbusch zu pflücken, bis der arme Hut ganz zerzaust aussah.

„Kann es nicht verschweigen, Du Liebste, es gab auch Neider. Überall gibt es ja kleine Seelen. War da vorgestern ein Bankett, bei dem der Feldmarschall fehlte, und da sagte einer von den Kleinen zu York: ‚Verwunderlich, daß heute noch nicht zehn Toaste auf Blücher ausgebracht wurden.‘ Worauf der Brave, der oft genug mit unserm Alten sich gestritten, ohne ein Zucken in seinem strengen Gesicht, erwiderte: ‚Verwunderlich und bedauerlich! Denn, wahrhaftig, ohne Blücher säßen wir beide nicht hier!‘ Ist das nicht schön? Und herrlich war es auch, als Blücher, dessen Seele keinen Neid kennt, gemeldet wurde: die Universität Oxford hätte ihn zum Ehrendoktor ernannt. Da hat er bloß gemeint: ‚Na, Gott straf' mir, wenn sie mir zum Doktor erheben, müssen sie den Neithardt Gneisenau

zu meinem Apotheker machen. Denn wir zwei, wir gehören nun einmal zusammen.'"

Als der Prinz so der Braut schrieb, war aber schon der Brief unterwegs, der ihn zwang, sich sofort Urlaub zu erbitten, der ihn in die Heimat zurückrief: sein geliebter Bruder lag im Sterben.

⊕ ⊕ ⊕

Sie hatten den tapferen Kämpfer, der im fernen Spanien so wacker gegen die Napoleonischen Adler gestritten, zur ewigen Ruhe geleitet nach der hohen gotischen Stiftskirche von Wristhal, wo in der Krypta seit vier Jahrhunderten die Eisenbergs bestattet wurden. Eng geschlossen standen dort die Reihen, Sarg an Sarg, so daß nur noch Raum war für ganz wenige, zwei oder drei. Der alte Fürst war mit Leonhard hinuntergestiegen in die gewölbte, niedrige Halle, die nur ein paar Fackeln notdürftig erhellten. Er hatte lange schweigend am Sarge seines Ältesten gestanden, starren Blicks, ohne eine Träne in den Augen, die so viele Zähren gehabt. Dann deutete er auf den schmalen, freien Platz, der geblieben: „Dort soll mein Sarg stehen." Und dann, dann sank der Greis an des Sohnes Brust, umarmte ihn heiß: „Du bist nun der letzte Eisenberg, und bei dir ist unsres Hauses Zukunft und Hoffnung."

Der Schmerzenstag neigte sich endlich: da saßen die Verlobten bei einander auf dem Altan des Schlosses, zum erstenmal allein.

Der Sommer war über das Land gekommen. In helles Grün getaucht lag das Tal, lagen die sanften Hänge. Die Sonne leuchtete noch, die Luft wehte lind. Schien ein gesegnetes, fruchtbares Jahr zu werden. Herrlich frisch breiteten sich unten der Schloßpark und jenseits die Wiesen und Felder. Die Lindenblüten dufteten.

Schön und friedevoll war die Heimat.

Aber in den Herzen der beiden, die sich so liebhatten, konnte keine rechte Freude aufkommen. Als Johanna heute am Vormittag eingetroffen, hatte er sie heiß an sich ge-

rissen, sie heiß geküßt. Doch dann gleich übermannte sie der Schmerz, und der wollte und wollte sie nicht loslassen. Jubeln hätten sie mögen, daß sie sich endlich, endlich Auge ins Auge schauen konnten. Jauchzen hätten sie mögen über das befreite Vaterland, über Kampf und Sieg. Aber der Schmerz des Tages, die Trauer um den Verstorbenen lasteten zu schwer auf ihnen. Lasteten wie mit Zentnergewichten. Und nun sie sich hatten, nun die brennende Sehnsucht ihrer Herzen gestillt war, jetzt, wo so viele, so schwere Sorgen versunken waren: nun standen doch schon neue Sorgen vor ihren Seelen.

Die Sonne leuchtete, und Abendfrieden war um sie her. Hatten sich soviel zu sagen und sprachen doch nur von dem einen und von dem andern: von dem einen, der nun den ewigen Schlaf schlief, in dessen letzten Fieberphantasieen noch der haßerfüllte Fluch auf den großen Völkerverderber, wieder und wieder, aufgeklungen war; von dem andern, der auf Schloß Kerstenbringk lebte, den Seinen und dem lieben Vaterlande entfremdet, wie irren Geistes immer noch dem Wiederauftauchen des Napoleonischen Sterns am Weltenhorizont nachsinnend.

„Daß du ihn lachen hörtest!“ klagte sie. „O dies schreckliche Lachen! Was wir ihm auch sagen, was wir ihm aus den Zeitungen vorlesen: er lacht darüber. Er lacht und meint, die gewaltige Leuchte könnte wohl der Augenblick verdunkeln, verlöscht wäre sie nimmer. Er höhnt uns, den cher père und mich. Er sieht den Empereur schon wieder in Paris, umgeben von seiner ganzen Machtfülle. Sieht ihn an der Spitze seiner Armee auf dem großen Rachezuge gegen Verräter und Undankbare. Und dann erzählt er uns, und der sonst so Schweigsame wird beredt, wie er ihn, ihn gesehen bei Smolensk und Borodino und im brennenden Moskau und während der Schrecken des Rückzuges, erzählt uns, wie die Sterbenden sich aufgerichtet und ihm ihr letztes „Vive l’Empereur!“ zugerufen, den Tod schon auf den bleichen Lippen. — Immer wieder, immer wieder spricht er von ihm und nur von ihm. Als

ob nichts andres in ihm lebte; als ob er an nichts andres denken und glauben könnte!"

Der Prinz hielt die Hand der Geliebten fest in der seinen. Aber er schwieg. Auch vor seiner Seele stiegen Bilder aus der Kampagne auf: wie die Grenadiere der Garde gegen die Felsen von Laon angestürmt waren mit dem weithin hallenden Kaiserruf, dem Tode entgegen, wie das „Vive l'Empereur!" die Reiter Grouchys vorwärts getragen; wie noch in den letzten Kampftagen die zusammengeschmolzenen erschöpften Reste sich fest um die kaiserlichen Adler scharten. Und wenn es Wahnsinn war: etwas Großes lag doch in der Gewalt, die dieser Mann über die Seelen besaß!

„Man muß ihn hassen, wie ihn Vater Blücher haßt," sagte er. „Aber bewundern — bewundern darf ihn auch der ehrliche Gegner."

Da warf sie sich zurück: „Sprich nicht so, Geliebter. Sprich nicht so — ich kann es nicht ertragen."

Und er schwieg. Er verstand sie. In ihrer Seele klang jetzt nur die eine Saite. Die ausgleichende Zeit erst konnte die edle Harmonie zum Tönen bringen.

Die Sonne war hinter den Hängen hinabgesunken. Nur ein schmaler Streifen, wie von Rot und Gold gewebt, stand noch am Horizont. Unten im Tal stieg ein leiser grauer Nebel auf aus den grünen Wiesen. Die Dämmerung begann ihre Fittiche zu breiten.

Und jetzt sprachen sie endlich von sich selber. Das war das Schwerste —

In all den sehnsuchtsvollen Briefen, die sie getauscht, war der großen Sehnsucht Schluß gewesen: wenn uns der Friede wird, werden wir eins! „Weit, weit werden meine Arme dem heimkehrenden Sieger geöffnet sein," hatte sie geschrieben. „Ich hege und pflege mein Myrtenstöcklein am Fenster. Blühen soll es uns, wenn unsre Stunde gekommen ist. O, du mein Geliebter, wie groß wird unser Glück und unsre Seligkeit sein!"

Nun schob der Tod des Bruders, des Schwagers die Vereinigung wieder hinaus. Sitte und Brauch forderten

die Innehaltung des Trauerjahres. Wohl hätte Leonhard sich darüber fortgesetzt. Aber der Vater, der Fürst — das wußte er — hing unnachsichtlich am alten Brauch. Die Mutter war bei einer leisen Andeutung der Möglichkeit, die strenge Trauerzeit abzukürzen, in Tränen ausgebrochen und hatte wortlos auf ihr schwarzes Gewand gedeutet.

Es galt, sich zu fügen.

Schmerzlich zuckte der süße Mund, als er ihr davon sprach. Aber dann sagte sie mutig, und ihre blauen Augen leuchteten wieder zu ihm hinüber: „So harren wir weiter, mein Leonhard. Auch diese Prüfung werden wir überwinden. Sie wird vorübergehen. Wir wissen ja, daß wir uns liebhaben, daß uns nichts scheiden kann als der Tod."

Sie wollte sich über ihn beugen, wollte seine Lippen suchen —

Aber plötzlich, jäh, erlosch das Leuchten in ihren Augen. Ihr war es, als breitete sich ein finsterer Nachtschatten um sie. Und wie in einer Vision sah sie den Geliebten auf einem Schlachtfeld, sah, wie er dort lag, an einen Baumstamm gelehnt, die Uniform weit aufgerissen; das Kreuz von Eisen hing lose herab, auf der weißen Brust zeichnete sich ein kleiner roter Fleck ab, Blut schien herausgeflossen, färbte die Haut, färbte den Rockaufschlag.

So deutlich sah sie das.

Sie schluchzte laut auf. Ein einziges Mal. Aus tiefstem Herzensgrund, wie eine Verzweifelte.

Das war — das war wieder einmal die Schreckensgabe, die auf ihr lastete, die Gabe ihres Geschlechtes; an die sie selber nicht glaubte, gegen die sie sich sträubte mit allen Kräften ihres scharfen Verstandes! Die sie doch fürchtete! O wie sie ihn fürchtete, ihn haßte, diesen törichten Aberglauben, der sich durch Jahrhunderte fortgeerbt haben sollte, von jeder Mutter auf jede Tochter.

Zärtlich hielt der Prinz sie umfaßt und fragte erschrocken: „Liebste —"

Schon hatte sie sich wieder gefaßt. Das schreckliche Bild war verschwunden. Sie war nun ruhig: die Nerven hatten

ihr einen Streich gespielt. Kein Wunder nach den Aufregungen, nach der schlaflosen Nacht im Reisewagen. Es war ja auch Unsinn. Der Krieg war beendet, der Friede geschlossen. Sie hatte kein Schlachtfeld zu fürchten.

Sie zwang sich. Immer hatte er sie sein mutiges Mädchen genannt. Sie wollte nicht schwach sein.

So küßte sie ihn. Küßte seine Lippen und seine Augen und küßte das Kreuz von Eisen auf seiner Brust. „Diese ridikülen Nerven," sagte sie und hatte ein kleines, feines Lächeln. „Es war nichts, mein Herzensschatz, als ein Moment der Abspannung. Hat nichts auf sich, soll nicht wiederkehren. Sorge dich nicht. Aber nun komm. Wir müssen zu den teuren Eltern hinuntergehen. Sie warten unsrer." Stützte sich auf seinen Arm, sah noch einmal in das Tal hinab. „Wie der Nebel dort unten webt! Bei uns daheim nennen sie es: der Fuchs braut, und haben Gespenstergeschichten dazu. Unser Volk ist so abergläubisch. Gott sei Dank, daß wir es besser wissen. — Aber komm, komm — mich fröstelt."

⊕ ⊕ ⊕

Gibt doch ein Heilmittel für Sorge und Sehnsucht, dachte der Erbprinz in den nächsten Monaten oft. Arbeit heißt es! Ihm schoß das alte Sprichwort durch den Sinn: „Arbeitsschweiß an Händen hat mehr Ehr', denn ein goldener Ring am Finger." Wohl tat ihm das Wort, trotz des Doppelsinnes, der für ihn darin lag.

Und froh war er, daß sich ihm solch reiches Feld der Betätigung bot. Die Kriegsjahre lasteten noch schwer auf den Herrschaften, deren Besitz seinem Geschlecht geblieben; schwerer auf dem Volk, das jenem durch Jahrhunderte in Treue verbunden gewesen. Die rücksichtslosen Aushebungen in der Napoleonischen Zeit hatten die Zahl der fleißigen Männerhände arg verringert; gar zu viele, die der Empereur als Rheinbundstruppen auf die Schlachtfelder Spaniens und Rußlands geschleppt hatte, waren nicht heimgekehrt oder mußten als Krüppel von den Ihren gepflegt werden. In manchem Bauernhof lag die Feld-

arbeit auf schwachen Frauenschultern. Fehlte an Vieh, fehlte an Saat; unbestellt waren viele Äcker geblieben, das Unkraut schoß üppig empor. Bargeld war rar; die endlosen Kontributionen hatten den letzten Sparpfennig herausgepreßt. Überall gab es Klagen, überall flossen noch immer die Tränen. Daß mit großen Opfern nun Großes erreicht war: dafür fehlte dem schlichten Bauernverstand das Einsehen. Zu trösten, zu raten, zu helfen — aufzurütteln auch galt es.

Nicht viel besser denn bei den Hintersassen, die noch immer als einstige Untertanen vertrauensvoll zur Herrschaft aufblickten, der Selbständigkeit vielfach ungewohnt, nicht viel besser sah es auf den eigenen Gütern aus. Fehlte auch hier an Arbeitskräften. Manch Verwalter war stumpf, manch einer hatte auch die Wirrnis der Zeit benutzt, im trüben zu fischen. Die großen Forsten waren verwildert. Auf einzelnen entlegeneren Vorwerken war seit Jahren kaum das Notwendigste geschehen, waren die Scheunen und Ställe verfallen. Hier hatte das Feuer gewütet, dort hatten die durchmarschierenden Truppen die Strohdächer abgedeckt zum elenden Futter für die hungernden Pferde. Häuser standen leer, Brunnen waren versiegt und verschüttet, Wege grundlos geworden. Der alte Fürst hatte schließlich geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Der Sohn aber wollte helfen und bessern, ihm war das heiligste Pflicht. Empfand oft mit leisem Schauern: so oder ähnlich mußte es nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Kriege ausgeschaut haben, als die Kaiserlichen und die Schweden abwechselnd die Herrschaft bedrückt hatten.

In der Frühe jeglichen Morgens stieg er in den Sattel, erst gegen Abend kam er heim. Und wenn er dann ein paar Stunden den trostlosen Eltern gewidmet hatte, dann saß er bis spät in die Nacht hinein über Büchern und Abrechnungen oder hielt noch Ratschlag mit dem Doktor Bergler, dem treuen Domänenrat, dessen Haar schlohweiß geworden war in den Jahren der Not. Wollten freilich oft beide verzagen. Denn das Schlimmste war: auch aus den fürstlichen Kassen wollte die Ebbe nicht weichen. Ein

paarmal schon hatte Betzler den Schmerzensweg zu Amsel Rothschild nach Frankfurt antreten müssen, um gegen Verpfändung zu hohen Zinsen ein Darlehen zu erhalten.

Raten, helfen, bessern, aufbauen wollte der Erbprinz. Das Herz war ihm voll heißer, guter Vorsätze.

Aber es kamen doch Stunden, in denen er den Kopf tief sinken ließ und sich selber gestand: im letzten Grunde — betäuben willst du deine Sehnsucht.

War im Laufe des Sommers und Herbstes ein paarmal nur bei der Braut gewesen. Immer, wenn die Brieflein, so hin und her gingen, ihm gar zu arm erscheinen wollten — armselige Blätter Papier gegen ein Wort von der Geliebten, gegen einen Blick aus ihren Augen, einen Kuß von ihren Lippen. Wenn in den kargen Nachtstunden Morpheus, der Schlafbringer, sich ihm versagte, daß er die Hände rang, aufsprang, zu seinem Schreibpult lief, wo ihr Medaillon verwahrt lag, es küßte und wieder küßte. Pochenden Herzens fuhr er dann über Land mit schnellsten Relaispferden nach Kerstenbringk. Sah sie im Geiste auf der Terrasse stehen, ihn erwarten. Stürmte dann wirklich die Stufen hinauf, glückstoll, schloß sie in seine Arme, herzte sie, konnte nicht satt werden. Saßen bei einander, Hand in Hand, gingen durch den Schloßpark, heimliche, verschwiegene Wege zwischen den Taxushecken, Arm in Arm, standen vor einem verwitterten Sandsteinsockel, der zwei steinerne Täubchen trug, so sich schnäbelten; zählten die Tage, die sie sich fern gewesen, zählten die Tage, die sie harren mußten — lachten und weinten und hatten sich lieb.

Glücksstunden waren es, auch nun, wo es herbstete und im Schlosse schon die Buchenscheite in dem hohen Kamin knatterten wie Pelotonfeuer. Das liebte der cher père, wärmte die eingewickelten Füße an den gußeisernen Vorsetzern mit den Greifenklauen, sah beglückt auf das Brautpaar, hatte dann und wann eine zeremoniöse Politesse für den Eidam, der ihn jetzo als Erbprinz noch etwas Besonderes dünkte, und hatte dann und wann ein derbes Scherzwort. Trank dazu sein leichtes Warmbier und kanne-

gießerte ein wenig von den Zeitläuften. War ihm schon recht, daß in Kassel der liederlich-leutselige König Jérôme von Napoleons Gnaden zum Geier gegangen und der alte Kurfürst — meine Devotion! — wieder in seine Hauptstadt eingezogen war. Doch daß der alles und jedes auf den Status von Anno 1806 zurückschrauben wollte, daß gar seine Soldaten wieder den Zopf anlegen sollten, das ging ihm gegen die Hutschnur.

Kam dann auch wohl der Sohn, der junge Graf, auf einen Stipps herein —

Und dann fielen jeglichesmal die Wermutstropfen. Sintemalen der Schwager alsbald seine Salbaderei begann, spöttisch die Blicke über das Eiserne Kreuz auf der Brust des Erbprinzen streifen ließ, von seinem Empereur sprach und nichts andres wußte.

Oder doch?

„Er kommt euch schon wieder!“ hatte er heute zum zehntenmal gesagt. „Liebe Schwester, du könntest eigentlich deine Spökenkiekerei einmal spielen lassen und mir verkünden, wann wir Seine Majestät erwarten dürfen.“

Der cher père stieß derber mit seinem Krückstock, der immer am Stuhle lehnte, auf den Boden: „Laß das, Georg!“ Aber der Prinz sah doch den tiefen Schatten, der über das helle Antlitz der Geliebten glitt.

Nachher, als sie allein waren, fragte er sie. Sie hatten ja nichts, was sie voreinander geheimhielten.

Sie machte auch jetzt kein Hehl.

War eine alte Überlieferung, daß auf den Frauen des Hauses, immer vererbt von der Mutter auf die älteste Tochter, der Fluch der Spökenkiekerei lag, wie es im Volksmunde hieß. Daß sie entscheidende Momente ihres Geschickes voraussehen konnten, voraussehen mußten. Auch das sagte sie: daß ihre Mutter ein paar Tage, ehe sie die Augen für immer schloß, den Sohn auf schneebedecktem Felde geschaut hätte.

Doch dann hatte die Komtesse schon wieder ein Lächeln. War wohl nur klein und zag, und war doch ein Lächeln: „Ich will es nicht verschweigen, manchmal bohrt der Wurm

des Aberglaubens auch in mir, Leonhard. Aber ich lasse ihn nicht hochkommen. Wir wissen es ja heute in unsrer aufgeklärten Zeit, gottlob: Unsinn ist es, Unglaube ist es und Aberglaube! Es ist keinem Sterblichen gegeben, den Schleier der Zukunft zu lüften. Du siehst es ja auch: Georg, den die chere mère für tot sah, sitzt gesund und heil drüben. Aller Bauernweisheit zum Trotz —"

Und sie nahm beide Hände des Geliebten, beugte sich dichter zu ihm: „Aber andre Sorge drückt mich, daß ich es dir sage. Gerade um den Georg. Er ist, seit es ihm körperlich wieder besser geht, soviel unterwegs, bis zum Rhein hin, Boten und Briefe kommen und gehen. Heimlichkeiten treibt er. Das freilich ahne ich auch ohne Spökenkiekerei: sie halten Konventikel ab, die alten Soldaten, die vom Napoleonwahn besessen sind wie er. Auch der Herr Vater ahnt es. Er hat schon manch ernstes Wort mit Georg gesprochen. Doch der lacht: ‚Willst du die Polizei rufen, cher père? Die hochwohllöbliche Polizei, die nacheinander unserm König Jérôme und vorher und jetzt wieder dem gestrengen Herrn Kurfürsten mit gleicher Treue dient?!' So höhnt er — und wir müssen schweigen!"

Sie seufzte, und diesmal lag der dunkle Schatten noch tiefer auf dem hellen Gesicht denn vorhin. Sanft strich er ihr über die Stirn, als könnte er die Sorgen verscheuchen, und sprach zu ihr gute Worte. Wenn es wirklich Verblendete gab, die Konspirationen zu treiben wagten, um ein Schemen wieder lebendig zu machen, so hatte das seine Zeit. Mit jedem Monat, mit jedem Jahr mußten diese Phantasieen mehr schwinden. Sie starben an sich selber. Und dazu: schickten sich denn nicht gerade jetzt die alliierten Monarchen mit allen ihren Ratgebern an, in der Kaiserstadt Wien dem großen Friedenswerk den letzten Abschluß zu geben, die Neugestalt des Erdteils, den Napoleon aus allen Fugen gerenkt, endgültig zu regeln! Was wollten jene Verblendeten, was konnten sie hoffen? Ihr Empereur saß in guter Hut auf dem winzigen Eiland Elba, und die englischen Korvetten kreuzten Wache haltend um die Insel. Träumten sie etwa davon, dem armen kleinen

König von Rom, dem Sohne Napoleons und der österreichischen Kaisertochter, ein neues Reich zu schaffen? Marie Luise hatte sich, unschön genug, über den jähen Sturz ihres Gemahls und den Verlust der französischen Herrlichkeit schnellstens getröstet, und auf den jungen Sprößling des Empereurs hatte der Großvater in Wien, der Kaiser Franz, seine Hand gelegt. Wahnsinn, das Kind in ein politisches Rechenexempel einstellen zu wollen!

⊕ ⊕ ⊕

Wurden freilich allerlei seltsame politische Rechenexempel aufgestellt. Auch daheim im altersgrauen Schloß zu Wristhal.

Gab auch dorten allerlei Heimlichkeiten, von denen der Erbprinz lange Zeit nichts erfahren sollte. Auch da kamen und gingen die Boten und Briefe, dickleibige mit großen hochfürstlichen und gräflichen Siegeln. So willig der Fürst die wirtschaftlichen Angelegenheiten und Sorgen dem Sohne überließ; die politischen Ressorts, wie er es wohl gelegentlich nannte, behielt er zu eigenen Händen. Erst allmählich gewann der Erbprinz einen Einblick in das Getriebe. Um nichts Geringeres handelte es sich als um die Wiederherstellung der verlorenen Souveränität.

Dann sprach endlich der Vater, ließ eines Tages im November den Sohn in sein Arbeitskabinett entbieten, entwickelte seine und der Standesgenossen Wünsche und Pläne. War im letzten Grunde so einfach: uns ist bitteres Unrecht geschehen, fremder Wille hat unsre uralten, heiligen Rechte zerstört, hat uns vergewaltigt. Nun ist der Usurpator, der Napoleon, der unsre Gebiete von der teutschen Landkarte auszulöschen sich vermessen, gestürzt; in Wien treten die Alliierten bereits zur Neuordnung der Dinge zusammen. Da muß auch uns unser Recht werden. Denn Recht bleibt Recht. Unsre Legitimität ist so gut und so alt wie die von Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, von vielen andern zu schweigen. An der Zeit ist es, uns zu rühren, unsre Privilegien wahrzunehmen, uns geltend zu machen — jetzt oder nie ist die rechte Stunde!

Der alte Fürst erregte sich. Wohl eine halbe Stunde sprach er, lebhaft, immer dringender. Hatte die zustimmenden Schreiben andrer mediatisierter Standesherren zur Hand und Rechtsgutachten von Juristen, gelehrten Herren, Universitätsfakultäten; las mit sichtbarem Wohlgefallen den und jenen Abschnitt vor, erörterte, deduzierte.

Bis er plötzlich verstummte, den schweigenden Sohn scharf ansah, unter den buschigen, weißen Brauen hervor: „Und was sagst du?"

Nicht leicht war es, zu antworten. Tatsachen ließen sich nicht abstreiten: war und blieb ein Gewaltstreich, der die Eisenberg-Wristhal ihrer Souveränität entkleidete, weil sie sich nicht so willig wie andre in die Rheinbundforderungen des Empereurs hineinbequemt hatten. Und dennoch —

„Nun, Leonhard? Ich warte!" stieß der alte Herr ungeduldig hervor.

So mußte der Erbprinz Rede stehen. Er tat es vorsichtig, schonend. „Der Herr Vater müssen verzeihen. Ich sehe keinen Erfolg vor Augen. Beati possidentes sagen die, so uns übergeschluckt haben, und halten fest, was sie haben. Wir würden uns umsonsten mühen —"

„Recht bleibt Recht!"

„So sollte man meinen — und hoffen. Aber wir haben es ja erleben müssen: in unsern Tagen geht nur zu oft Gewalt vor Recht. Und dann, lieber Vater, ich kann es nicht verschweigen, es gibt wohl auch höhere Rechte als die des einzelnen. Auch wenn der einzelne ein Fürst ist. Vielleicht — ich wage es nicht als gewiß hinzustellen, aber die Zeit wird es lehren — vielleicht wird unser großes Vaterland sich freier und reicher zu entfalten vermögen, nun an Stelle der vielen kleinen und kleinsten Herrschaften große, leistungsfähigere Staaten getreten sind —"

Kam nicht weiter. Der Fürst war aufgesprungen, hochrot im Gesicht. Er raste durch das Zimmer, warf die Papiere auf seinem Sekretär durcheinander, stieß harte Worte heraus, schalt den Sohn einen Abtrünnigen, einen Pflichtvergessenen; er sprach von „Lehren des Umsturzes",

die er bei den „Preußen“ in sich aufgenommen; er sprach — und das traf am tiefsten und schmerzlichsten — von Johanna, die allzeit zu freien Gesinnungen geneigt gewesen, immer von ihrem großen Allteutschland geschwärmt hätte, von ihrem Fichte und Schleiermacher, von dem albernen Turnerkönig Jahn und dem Verseschmied Arndt und wie die Konsorten sonst noch heißen möchten. Als ob man nicht auch ohne die gut und ehrlich teutsch sein könnte. Wie es der Verewigte gewesen. Der Eberhard, der auch sein Blut hingegeben, der aber nimmer und nimmer ein Deut von alten Rechten geopfert haben würde.

Der Sohn schwieg. Er hatte sich schwer erhoben, ließ den Greis austoben. Bis er endlich bitten konnte: „Erlauben der Herr Vater, daß ich mich zurückziehe.“

Da schlug der Fürst mit der Faust auf die Schreibtischplatte und rief: „Gehe nur — gehe —“

Ist in den nächsten Tagen und Wochen wiederholt zu ähnlichen Szenen gekommen. Bald heftigen, bald ruhigeren. Umstimmen konnte der Erbprinz den Vater nicht. Seine eignen Ansichten zu ändern, das vermochte er auch nicht. Fühlte er doch mehr und mehr, daß der alte Herr im Grunde weniger an dem reinen Gedanken der Legitimität hing, als an Äußerlichkeiten; daß er nicht verwinden konnte, wie ihm gewisse Souveränitätsrechte fehlten; von der hohen Gerichtsbarkeit an bis zu den achtzig Leibgardisten herunter, die Eisenberg-Wristhal früher als Kontingent gehalten und die in stattlicher Uniform so schön paradierten, wenn sie auch sonst bürgerlichen Gewerben nachgehen durften. Am Vormittag Schuster und Schneider und gegen Abend Soldaten.

Allmählich aber wurde der Sohn des Streites müde. Seine Gedanken gingen so ganz andre Wege, seine Wünsche und Sehnsuchten waren bei der Geliebten. Er widersprach nicht mehr. Und der Vater triumphierte: er glaubte, sein Kind überzeugt zu haben.

Auch dann fügte sich der Erbprinz, als er ein förmliches Schreiben des Fürsten empfing, das ihn mit der Vertretung der Interessen von Eisenberg-Wristhal am

großen Kongresse zu Wien beauftragte. „Sintemalen Seine Durchlaucht durch hohes Alter und Krankheit an deren persönlicher Wahrnehmung verhindert seien. Unser Domänenrat, Herr Dr. juris utriusque Burckardt Bergler, werden, mit Unsern Intentionen vertraut und mit Unsern Instruktionen wohl versehen, Eure fürstliche Gnaden nach Wien begleiten."

Lächelte wohl, der Erbprinz, als er das Schreiben durchflogen. Deshalb also hatte Bergler neulich wieder einmal den Schmerzensweg nach Frankfurt zu Amsel Rothschild, dem hochprozentigen Helfer, machen müssen; mit verlegenem Gesicht bei der Abmeldung und bei der Frage, wozu das denn gerade jetzt nötig, wo doch die Ernte noch großenteils unverkauft in den Scheunen lagerte.

Lächelte wohl, aber widersetzte sich nicht, so gewiß er des Mißerfolges war. War des Streites müde. Und dann: in ihm war das unwiderstehliche Bedürfnis, herauszukommen aus dem Einerlei dieses engen Lebens, in dem ihm jetzt, wo der Schnee die Fluren deckte, auch die Wohltat regerer Arbeit mangelte. Sehnte sich nach Menschen, nach Abwechslung, um die andre große Sehnsucht zu betäuben. Regte sich auch die Jugend in ihm: dorten in Wien, wo halb Europa zusammenströmte, von wo die Tagesjournale immer Neues zu berichten wußten, gab es gewiß so vieles, vieles zu schauen, zu beobachten, zu erfahren, zu lernen; alte Bekanntschaften waren dorten zu erneuern, neue Verbindungen zu knüpfen. Ihm schien es: dorten müßte das Leben reicher denn irgendwo anders strömen — auch ihm zum Segen.

So hielt denn Ende Januar der schwerbepackte Reisewagen vor der Rampe des Schlosses. Der Vater umarmte noch einmal den Sohn; dieser küßte der gnädigsten Frau Mutter die Hand und ließ hundert kleine Ratschläge geduldig über sich ergehen.

Eine gute Weile saßen sie dann schweigend im Wagen, der Erbprinz rechts, der Domänenrat links, nachdem ihn jener vom Rücksitz herübergenötigt. Beide in ihre Pelze gehüllt, denn es war bitterkalt.

Nun hatte der Prinz zum letztenmal die Türme des Schlosses durch das kleine Löchelchen, das er auf der beschlagenen Scheibe sich mit dem Handschuh gerieben, gegrüßt. Er wandte sich an seinen Begleiter: „Nun, mein Herr Doktor, was hoffen und erwarten Sie?"

Der Getreue schob seine Brille hoch auf die Stirn und blinzelte: „Mit Permission — gerade so viel, wie Fürstliche Gnaden selber. Nämlich nichts!"

Mußte lachen, der Erbprinz. Dann aber sah er in das kluge Gesicht neben sich und fragte ernst: „Und warum haben sich Herr Doktor nicht den Wünschen meines Herrn Vaters energischer widerstrebt?"

Da blinzelte der Herr Domänenrat wieder listig. „Halten zu Gnaden — das Leben lehret, daß jeglicher Mensch sein Spielzeug haben muß. Kindern darf man es nicht nehmen — und Fürsten erst recht nicht. Und so man es dennoch probiert, gießt man nur Öl ins Feuer und richtet um so größeren Schaden an."

⊕ ⊕ ⊕

Aus den Briefen des Erbprinzen Leonhard von Eisenberg-Wristhal an seine Braut Komtesse Johanna Kerstenbringk

Wien, 10. Februar 1815.

... also, Du Teure, einzig Geliebte, küsse ich Dir beide Hände und danke Dir recht von Herzen für Dein liebes, liebes Brieflein, so mich auf der Reise, in Augsburg, getroffen. Ich war so glückselig, als ich es in Händen hielt und gute Nachricht über Dein Befinden hatte, und daß Du mich verstehst und mir nicht zürnst. Denn daß ich es offen gestehe: ich hatte ein wenig schlechten Gewissens, sintemalen ich mir selber sagen mußte, ich hätte nicht ohne Egoismus gehandelt, und Du könntest mir mit Recht vorwerfen, daß ich mich allzu bereitwillig den Wünschen des Herrn Vaters gefüget. Du aber bist wie immer mein verständiges, kluges Mädchen und weißt, wie schwer ich

unter den Verhältnissen daheim gelitten. Habe Du tausend innigen Dank für all Deine lieben guten Worte. Es gibt nichts Schöneres auf dieser Erde, als wenn zwey Herzen sich so ganz und gar verstehen und recht eins sind in allem.

So bin ich denn in Wien und installiert im Goldenen Lamm, etwas enge freilich, denn hier sind alle Gasthäuser voll von Fremden. Habe auch schon meine ersten Visiten gemacht und mich vorgestellt bei Pontius und Pilatus, den Orders des Herrn Vaters gerecht zu werden, soweit in meinen Kräften steht. Man hat mich auch gut aufgenommen, zumal bei den preußischen Ministern, wo ich manchen Bekannten wieder begrüßen durfte, der wohl auch das Kreuz, das ich tragen darf, über Gebühr estimiert. Ich aber weiß, wie ich nur einer von den vielen, vielen Supplikanten und Beschwerführern bin, denen man wohl gute Worte gibt, mehr jedoch zu geben keinesfalls willens ist. Solch ein kleines Prinzlein verschwindet hier jetzo fast ganz unter all den großen Souveränen und mehr fast noch unter deren Politikern und Diplomaten, die die Backen aufblähen und sich eminent wichtig tun.

Ein Trubel ist hier, von dem ich Dir gar keine Beschreibung zu geben vermag. Ich selber erkenne das alte Wien kaum wieder, in dem jetzo alle Sprachen Europas durcheinanderschwirren, wie einstens wohl beim babylonischen Turmbau. Es ist schönes, mildes Wetter hier, und nachmittags auf der Bastey könntest Du die ganze Herrlichkeit, Männlein und Weiblein, sehen, wie sie spaziert, einträchtiglich, als ob sie in schönster Übereinstimmung lebte, wo doch das Gegenteil der Fall ist. Der Kaiser Alexander, der Zar, so zurzeit die erste Geige spielt, lustwandelt Arm in Arm mit dem Gastgeber Europas, dem Kaiser von Österreich; der König von Preußen ist, ernst und gemessen, mit seinem Kanzler Hardenberg da, die Könige von Bayern und von Württemberg, ein merkwürdig dicker Herr; auch der Herzog von Weimar, unsres Goethes gütiger Herr und Freund. Dann stelle ich Dir den Fuchs Talleyrand vor, den bevollmächtigten Minister Seiner Majestät des Königs von Frankreich, der hier die

Interessen des eben so tief gedemütigten Landes so geschickt und schlau vertreten soll, daß es schon wieder obenauf ist. Dazu nimm eine Handvoll steifer Engelländer, einige bewegliche Italiener, etliche Spanier, Walachen, Schweden, Dänen — deren König ich fast vergessen hätte, fehlt aber nie, — Polen und Schweden, einen oder den andern Kardinal oder Prälaten; weiter ein paar Dutzend der elegantesten Damen in den neuesten Pariser Roben, aufgeputzt wie Pfauen; dazwischen einen Herrn von Drais, der sich auf einer kuriosen Maschine, die er erfunden, mit den Fußspitzen vorwärts schiebt: so hat mein Lieb wenigstens ein kleines Bildchen der bunten Menge, in der es so lustig zugeht, als ob die Herren Diplomaten schon alles in Ordnung gebracht hätten. Wovon sie freilich, wie ich bereits bemerkte, noch so weit entfernt sein sollen, daß ich immer an Vater Blücher denken muß, bei dem, wie Du weißt, diese Messieurs gar schlecht akkreditiert waren.

Das Land und das Volk hier seufzen schwerer noch als bei uns über Kriegslasten und Steuern. Aber man merkt nichts davon. Es ist, als ob der Hof mit seiner Gastlichkeit aus dem Überfluß schöpfte. Eine Festivität folgt auf die andre, und auch bei mir liegen schon diverse Kärtlein mit Invitationen zu Diners, Soupers und Redouten. Die übrigen Monarchen tun, wie es scheint, desgleichen und wetteifern mit dem Kaiserlichen Hofe. Nur der König von Preußen hält sich zurück, sagte man mir, so daß er fast als geizig verschrieeen ist, wo er doch lediglich dem schweren Druck, so solange auf seinem Volk lag, Rechnung tragen mag. Und wie die Souveräne, so erst recht ihre Minister. Jeder möchte den andern an Glanz überbieten, als ob er dadurch seines Staates besondere Machtstellung zeigen könnte. O vanitas vanitatum!

Du mein über alles geliebtes Mädchen, in all dem Trubel sind meine Gedanken nur bei Dir, und ich erfülle mich angesichts dieses äußerlichen Glanzes mit Zukunftsbildern, wie wir uns dereinst unser Leben gestalten wollen. Unsre Herzen hängen ja nicht an Prunk und Luxus. In schöner Gemeinsamkeit werden wir unsre Tage genießen,

tätig für uns und alle die, so unsrer Fürsorge anvertraut sind und auf uns vertrauen. Ich könnte bei aller schuldigen Ehrfurcht lächeln über den Herrn Vater, der so viel verloren zu haben meint. Als ob uns nicht ebensoviel übrigbliebe, das uns immer noch auf die Höhe stellt, von der wir sorgen und schaffen dürfen. Du und ich, meine teure Johanna!

Wien, den 25. Februar 1815.

... es ist hier, schon im Dezember, ein uralter Prinz de Ligne gestorben und mit all dem Pomp bestattet worden, ohne den es zurzeit in Wien nicht abgeht, zumal man doch den Gästen damit etwas Besonderes bieten konnte, die Leichenfeier eines Kaiserlich Königlichen Feldmarschalls. Das war der Prinz nämlich, von andrer Art freilich als unser Marschall Vorwärts. Kein großer Feldherr, dafür aber eine überaus witzige Zunge. Hat denn auch kurz vor seinem Tode noch ein Wörtlein gesprochen, das den Nagel auf den Kopf traf. Le congrès danse, mais il ne marche pas! hat er gesagt. So ist es: der hohe Kongreß tanzt, aber er kommt nicht von der Stelle. Seit Monden wird geratschlagt und konferiert, aber soviel Köpfe, soviel Sinne. Bald steht Österreich mit Rußland gegen Preußen; bald dreht sich der Spieß um; bald erhebt Bayern, bald Württemberg neue Ansprüche; Sachsen klagt und jammert, weil Preußen es verschlucken will, und Preußen ist mit Rußland wegen Polen uneinig. Ein Kunterbunt, in dem sich niemand zurechtfindet und wo kein Ende abzusehen.

Mit unsern kleinen Affären ist es nicht anders. Ich tanze, aber meine Aufträge kommen nicht von der Stelle. Unser braver Bergler schreibt ein Memorandum nach dem andern, gespickt mit den allerfeinsten juristischen Floskeln, an die er doch selbst nicht glaubt. Er antichambriert und deduziert ohne jeglichen Sukzeß. Ich aber tanze. Ja wirklich, Herzliebste, ich tanze. Daß es mir besonderes Pläsier machte, kann ich nicht sagen; aber es gehört nun

dazu. Gestern erst habe ich bei der Prinzessin Bragation, die in hoher Huld bei Seiner Majestät dem Zaren steht, bis zwei Uhr nachts tanzen müssen.

Vielleicht wird mein geliebtes Mädchen aber doch etwas von den schönen Frauen wissen wollen, die ich sah und bewundern mußte, denn sie waren wirklich schön. Der galante Beherrscher aller Russen hat die Schönsten fein säuberlich klassifiziert, und ich stelle sie Dir submissest nach seinem Schema vor, sintemal es so bezeichnend ist, daß Du Dir danach ein Bild von ihnen machen kannst. Da haben wir also zuerst Gräfin Caroline Szechenyi: la beauté coquette. Zum zweiten Gräfin Sophie Zichy: la beauté triviale, worunter Du Dir etwa ein wunderschönes, etwas einfältiges Landmädchen denken mußt. Zum dritten Gräfin Rosine Esterhazy: la beauté étonnante. Zum vierten die Gräfin Saurma: la beauté du diable. Zum fünften die Gräfin Julie Zichy: la beauté celeste, der, wie man flüstert, der ernste König von Preußen besonders huldigt, und endlich zum sechsten die junge Fürstin Gabriele Auersperg: la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment, mit andern Worten diejenige, für die der Zar am meisten empfindet.

Aber Du mußt nicht glauben, daß damit die Reihe der großen Beautés erschöpft ist. Auch außerhalb der hohen Aristokratie bewundert man wundervolle Schönheiten. So einige Frauen der hohen Finanz, bei deren Gatten selbst der immer geldbedürftige Kaiserhof, den dieser Kongreß schon zwanzig Millionen Gulden gekostet haben soll, oft genug anklopfen muß, wie etwa wir beim Amsel Rothschild. Das sind die Baronessen Eskeles und Arnstein, die entzückende Frau von Geymüller und die Baronesse Pereira, die unserm teuren Theodor Körner während seines Wiener Aufenthalts eine so treue Freundin geworden war. In den glänzenden Häusern dieser Frauen wird eine seltene Gastfreundschaft entfaltet, und in Wahrheit: es ist amüsanter denn bei den Fürstlichkeiten. Sie haben den Esprit, den man anderwärts nur zu oft vermißt.

Das also sind die Schönsten der Schönen. Doch so ich sie im Geiste an mir vorüberziehen lasse, erkenne ich erst recht: der Schönen Allerschönste auch hier wärest Du! Und während ich dieses denke und fühle, steigt wieder die Sehnsucht nach Dir brennend heiß in mir empor. Ich küsse Dich —

Wien, den 2. März 1815.

... von der Art, wie man hier dem Moment lebt und all und jedem eine heitere Seite abzugewinnen sucht, will ich Dir in Kürze ein lustiges Stücklein erzählen.

Seit etlichen Tagen war es Gebrauch, eine sehr feierliche Miene aufzusetzen. Seine Majestät der Zar sprach in der letzten Soiree bei der Herzogin von Sagan davon: die Entscheidung müsse sehr bald fallen; der Kaiser Franz zuckte die Achseln, man dürfe der Entwicklung der Affären nicht vorgreifen; der König von Preußen, den bei dem russischen Gesandten die Beauté celeste, Gräfin Zichy, mit heimlichem Augenaufschlag interpellierte, sah noch ernster drein als sonst und sprach wie immer im Infinitiv: abwarten müssen. Auch wir Monarchen abwarten müssen —

Wer nicht eingeweiht, mußte glauben, daß es sich um höchste Staatsräson handelte.

In Wirklichkeit jedoch handelte es sich um einen Schusterjungen.

Sotaner Junge Franz war von seinem Meister mit einem Gulden ausgeschickt, um Band zu kaufen. Kam aber am Graben bei der Tombola vorbei, wo ein Venezianer eine Lotterie veranstaltet; hörte den Ausrufer, daß die Ziehung sofort beginnen würde, wagte pflichtvergessen den anvertrauten Gulden um ein Los und gewann sogleich eine goldene Uhr mit Kette im Werte von fünfhundert Gulden. Lief freudestrahlend zu seiner Mutter, die sich schleunigst den Gulden von einem Nachbar geborgt hat, daß der Franz das Band kaufen konnte. Der Meister jedoch verstand die Sache anders. Hat dem Jungen erst

das Fell mit dem Knieriemen gegerbt und darauf die Uhr, so ja mit seinem Geld gewonnen, als sein rechtmäßiges, alleiniges Eigentum reklamiert. Die Polizei setzte den Franz fest, die Affäre kam vor das Magistratsgericht und hat nun ganz Wien in höchste Emotion versetzt, wobei die Meinungen arg auseinandergingen. Bis dann gestern die Sentenz gefallen ist: die Uhr verbleibt dem Franz; der aber erhält fünfundzwanzig Rutenstreiche, so ihm an dem Ort seiner Missetat, öffentlich am Graben, appliziert werden sollen. Und nun denke, daß sich sofort Fürstinnen und Gräfinnen in Bewegung setzten, um dort Fenster zu mieten, damit sie der Exekution am Malefikanten zuschauen könnten. Doch einmal eine andre Unterhaltung als Bälle, Diners, Karussells und Ringelstechen. Zumal die Polizei, so auch galant sein kann, hier, wo alles galant sein will, schon Order gegeben, daß der Franz mit dem Rücken, so er die ersten dreizehn Streiche erhalten, nach der andern Straßenseite gewendet werden soll, damit die hohen Zuschauerinnen hüben und drüben nicht um ihr Pläsier gebracht werden!

Aber, mein Herzlieb, während sich Wien über solche Allotria verlustiert, kursieren die ernstesten, bedenklichsten Gerüchte: in Frankreich soll es arg gären, die Nation ist mit ihrem dicken König Ludwig gar nicht zufrieden, die Armee murrt, die vielen auf kümmerlichen Halbsold gesetzten Offiziere sehnen ihren Empereur zurück! Man spricht hier davon, daß Bonaparte auf seiner Insel Elba, so sehr er scheinbar ganz in den Interessen seines kleinen Völkleins dorten aufgehet, nicht sicher genug verwahrt sei, daß man ihn in den fernen Ozean, nach dem britischen Eiland St. Helena, ins Exil schaffen würde. Wird aber wohl noch viel Wasser die Donau hinablaufen, ehe die Mächte sich darüber einigen. Sintemalen, Du weißt: le congrès danse, mais il ne marche pas —

Wien, den 8. März 1815.

In fiebernder Hast, Geliebte: Die schlimmsten Befürchtungen sind überholt! Bonaparte hat Elba verlassen,

ist in Frankreich gelandet. Der Kongreß löst sich auf. Die Mächte haben Rüstungsbefehle gegeben. Wir stehen von neuem vor dem Kriege. Meine Johanna, ich bleibe nicht daheim, wenn es zur neuen Kampagne kommt, woran nicht zu zweifeln! Vorher aber, vorher bin ich bei Dir! Vorher mußt Du die Meine werden! Heute abend verlass' ich Wien, reise Tag und Nacht, bis ich Dich endlich an meinem Herzen weiß. Ewig Dein Leonhard.

⊕ ⊕ ⊕

Druckte der offizielle Moniteur zu Paris, so so viele Pomp- und Lügenbulletins Napoleons gebracht hatte und bislang nun des Königs Ludwig allergetreueste Leibgazette gewesen:

Am 26. Februar hat das Ungeheuer die Insel Elba verlassen.

Tags darauf: Der Räuber ist bei Cannes im Golf von Jouan gelandet.

Zwei Tage später: Am 2. März hat der General Bonaparte sich Grenobles bemächtigt.

Drei Tage später: Am 11. dieses Monats ist Napoleon in Lyon eingezogen.

Wieder fünf Tage darauf: Gestern ist der Kaiser in Fontainebleau begeistert empfangen worden.

Am 19. März: Morgen werden Seine Kaiserliche Majestät in Seinem Palast der Tuilerien erwartet.

Und also geschah es. Umjauchzt von der trunkenen Menge, betrat der Empereur am Abend des 20. März das Königsschloß. Kam gerade zurecht, daß das Mittagsmahl, so in der Hofküche für den geflüchteten König Ludwig vorbereitet worden, ihm als Souper serviert werden konnte. Binnen einundzwanzig Tagen hatte er ohne Schwertstreich Frankreich zurückerobert.

⊕ ⊕ ⊕

Am 11. März aber, in frühester Morgenstunde, hat ein Feldjäger aus Wien die große Nachricht nach Berlin an

den Marschall Vorwärts gebracht. Der nahm sich kaum Zeit, in die Kleider zu fahren, lief schnurstracks zum englischen Gesandten, weckte den unsanft aus dem Schlaf, fragte: „Hat England eine Flotte im Mittelmeer?“ Mylord rieb sich die Augen: „Gewiß — yes, my Prince.“ Darauf der Alte voller Wut: „So hat sie den Kerl entwischen lassen. Gott straf' mir — nun müssen wir wieder von vorne anfangen. Und daran seid ihr Engelländer schuld!“ Wandte sich um, ging heim, zog zum erstenmal seit Monden seine Feldmarschallsuniform wieder an und spazierte in ihr die Straße Unter den Linden entlang, wo das Volk, kaum daß es den Helden im Kriegskleid erkannte, ihn jubelnd umringte: „Hurra, Vater Blücher! Nun geht's wieder vorwärts!“

Gegen Abend hatte man ihm ein Gedicht ins Haus gebracht. Hielt sonst nicht allzuviel von der Poeterei, aber die Verse gefielen ihm, und er schmunzelte in seinen schlohweißen Husarenbart, als er sie las:

Blücher bei der Nachricht von der Rückkehr Napoleons von Elba.

Ich wußte heut' nicht, was mein Rappe scharrte,
Und was mein Säbel in der Scheide klirrte,
Krieg heißt die Zeitung, wie's euch auch verwirrte:
Er ist entflohn von seiner Inselwarte.

Du kommst mir wie gerufen, Bonaparte,
Wenn's auch den Schreibern vor den Augen flirrte,
Schon rief ich, daß man mir mein Schlachtroß schirrte,
Beiseite legt' ich Würfelspiel und Karte.

Wie werden nun die Herrn in Wien geschmeidig,
Ihr stumpfer Federwisch taugt nicht zum Fegen,
Sie sehen bang sich um nach einem Degen.

Nun, Gott sei Dank, noch ist der meine schneidig,
Ja, ruft nur, ruft nach Blücher, eurem Alten,
Ich komme schon, den Schädel ihm zu spalten.

„Auf heute abend Glocker neun also habe ich die Pferde bestellt,“ hatte der Erbprinz zu dem getreuen Doktor Bergler gesagt. „Sie werden noch einige Tage hier bleiben müssen, um unsre Affären zu erledigen.“

Der Herr Rat zog ein Mäulchen wie eine Kaulquappe: „Halten zu Gnaden — es gibt keine Affären mehr zu erledigen. Die Kanzleien haben Schluß gemacht, und so ich das allerschönste Memorandum aufsetzen wollte, ich brächte es nicht an den Mann. Und außerdem —“

„Und außerdem?“

Hatte sein listiges Lächeln: „Ich denke in meinem Sinn, Fürstliche Gnaden könnten vielleicht vor Ausbruch der sicher bevorstehenden Kampagne irgendein wichtiges Dokument aufzusetzen haben, zu dem der Rat eines erfahrenen Juristen unerläßlich — etwa einen Ehekontrakt —“

Da hat der Erbprinz fröhlich gelacht: „Das wolle unser guter Gott! Also, mein Lieber, wir fahren mitsammen.“

Reisten also wieder zu zweien durch das Land, Tag und Nacht, mit den schnellsten Rössern, so aufzutreiben. Vor ihnen her aber war schon wie eine Windsbraut die Kunde geflogen, daß der Bonaparte seinen Bann gebrochen. Also daß sie auf jeder Station, wo die Pferde gewechselt wurden oder die Pässe revidiert, gefragt worden sind: „Die Herren kommen aus Wien? Ist es wirklich wahr?“ Hier und dort, in den Städten zumal, umdrängte die Menge den Wagen, oft mitten in der Nacht. Und wenn sie Auskunft gaben, drangen die Verwünschungen und Flüche zu ihnen: „Will der Kujon denn keine Ruhe geben?“ Fehlte freilich auch nicht an manchen ängstlichen Gemütern: „Nun kommt er wieder über den Rhein, und der alte Jammer geht von neuem los.“ Aber je mehr sie nach Norden kamen, desto öfter erklang der Ruf: „Er soll nur kommen! Der Marschall Vorwärts wird ihn schon klopfen — Vater Blücher!“ Und jedesmal, so der Erbprinz den Namen hörte, schwoll ihm das Herz vor Freude: wie doch Vater Blücher populär geworden war, weit über die preußischen Grenzpfähle hinaus. Der volkstümlichste Mann in teutschen Landen. Ja, der volkstümlichste! Das

Volk wußte nichts und wollte nichts wissen von den feinen, vorsichtigen Strategen, erst recht nichts von den Diplomatikern und Federfuchsern. Aber Alt-Blücher, den Heldengreis, den Marschall Vorwärts, den kühnen Husaren, den großen Hasser, den unermüdlichen Treiber zum Kampf, den kannte alt und jung und liebte ihn und vertraute auf ihn: Vater Blücher wird's schon machen!

Dann, endlich, tauchten die Türme von Wristhal auf an einem dämmernden Morgen, und das fröhliche Gesicht des Prinzen wurde ernst. Hier, in der Heimat, gab es noch einen Kampf vor dem Sieg auszufechten, er wußte das, mit seinen alten Eltern.

Gab es! Aber der Sohn blieb fest dem Herrn Vater wie der Frau Mutter gegenüber. Als der Abend sich neigte, hatte er beider Segen, unter Tränen freilich gegeben — und war doch ein Segen aus Herzensgrunde. Und wieder fuhr er durch die dunkle Märznacht: ihn dünkte, ewigem Sonnenschein entgegen.

Auf der Terrasse stand sie, seine Johanna, wie sie ihn immer erwartet. Er sprang aus dem Wagen, riß sie an sich, hob sie jubelnd in seinen Armen, küßte sie auf Lippen und Augen. Sank dann vor ihr in die Kniee, hielt ihre beiden Hände, rief trunken vor Glück und Freude: „Ehe diese Woche zu Ende, Geliebte, sind wir eins! Eins für das Leben! Eins bis zum Tode! Eins in alle Ewigkeiten!" Und sie beugte sich über ihn. „Mein! Mein!" flüsterte sie innig und küßte seinen Mund, küßte seine Augen. „Komm zum cher père, Geliebter, daß er sich mit uns freuen kann — in seinem Schmerz."

Denn so war es. Aus Schloß Kerstenbringk war seit gestern der Sohn, der Erbe, verschwunden. Nur ein kurzes Billett hatte er zurückgelassen: „Sein Stern ist wieder emporgestiegen, glänzend, aus der Nacht. Der Stern ruft auch mich. Lebt wohl!" Das war alles. Aber am Nachmittag waren die Gendarmen gekommen, den Sohn festzunehmen, hochverräterischer Umtriebe verdächtig. Hat sie der alte Graf empfangen, hat mit dem Krückstock aufgestampft: „Sucht ihn! Ich habe keinen Sohn mehr."

Und war dann zusammengesunken in seinem Sorgenstuhl am Kamin. Saß da noch jetzt, das Haupt tief herabgesunken. Aber streckte nun beide Arme dem Paar entgegen: „Kommt ihr an mein Herz!“ —

Ganz still, ohne fürstlichen Prunk und Pomp, in dem schlichten Dorfkirchlein, fügten die beiden ihre Hände zum Bunde für das Leben zusammen. Nur die Eltern aus Wristhal waren gekommen, sonst keine Gäste. Der Fürst schüttelte wohl den Kopf. Aber er sagte doch: „Ist jetzt keine Zeit, Feste zu feiern.“ Und nahm, bürgerlich einfach, die junge Frau an die Hand, führte sie vom Traualtar zu seiner Gemahlin. „Unsere liebe Tochter, Klothilde.“ Gerührt war er, der alte Herr. Doch er kaschierte seine Ergriffenheit mit Würde, ließ noch einmal einen langen, langen, erstaunten Blick über die schmucklosen Wände des Kirchleins gleiten, sprach halblaut vor sich hin: „Es ändern sich die Zeiten!“ — und umarmte den Sohn mit weit ausgebreiteten Armen.

War eine kleine Hochzeitstafel im Schlosse, und eine rechte Freudigkeit wollte nicht aufkommen. Die Frau Fürstin hatte zwar die Trauer abgelegt, aber saß in ihrem schweren violetten Brokatkleid und im Schmuck der Familienjuwelen — soweit sie nicht Amsel Rothschild in sicherem Verwahr hatte — seltsam steif und fremd. Auch des Fürsten goldgestickter Staatsrock mit den funkelnden Sternen auf der Brust paßte nicht recht in den engen Kreis. Der cher père litt und war zeremoniöser denn je. Doch die beiden Jungen sahen sich in die Augen und waren glücklich.

Nachdem aber der Herr Vater in wohlgesetzter Rede das Wohl des jungen Paares ausgebracht und der cher père nicht minder umständlich von der Ehre gesprochen, so heute dem Hause Kerstenbringk widerfahren, und sein Glas auf das erlauchte Fürstengeschlecht geleert hatte, erhob sich plötzlich der Erbprinz. Ließ seinen Blick nicht von der Geliebten, fast als ob er nur für sie spräche. Neigte sich gegen die alten Herrschaften, hob das Spitzglas und sagte kurz und bündig: „Ich bitte, mit mir auf unser

geliebtes teutsches Vaterland zu trinken! Das schwergeprüfte, neuen Opfern entgegengehende blühe und gedeihe! Hoch soll es leben, hoch und dreimal hoch!" Worauf sie alle einstimmten. Die junge Frau aber sprang auf, ganz gegen jegliche Hofsitte, und legte beide Arme um den Nacken ihres Mannes und küßte ihn.

Haben sich überhaupt brav geküßt in den nächsten Tagen und Wochen. Gleich als ob sie unendlich viel nachzuholen hätten, doch auch, als ob sie Vorrat in ihre Glücksscheuer sammeln müßten. Hatten sich ja so unendlich lieb, die beiden, und wußten doch, daß ihnen bald die neue Scheidensstunde schlagen würde. Denn noch vor der Hochzeit hatte sich der Erbprinz um die Erlaubnis zum Wiedereintritt in den Blücherschen Stab nach Berlin gewandt und wartete täglich auf Nachricht.

Mußten die Zeit nützen, die beiden, um ihre Seligkeit recht auszukosten. Bald in heiterem Frohsinn, bald unter ernsten Gesprächen. Immer voll schönen Plänen für die Zukunft, für gemeinsames Leben, gemeinsames Wirken und Schaffen. Frühling war draußen in Gottes Natur, Frühling war in ihren Herzen. War, als leuchte die Sonne über ihren ganzen Lebensweg ihnen voran.

Gab wohl Augenblicke, in denen die junge Frau von plötzlicher Wehmut erfüllt war. So daß sie verstummte, schweigend neben dem geliebten Manne einherschritt, nur noch fester, inniger ihren Arm in den seinen lehnend. Dann wußte er schon, was ihr Herz beschwerte —

„Bist doch immer mein tapferes Mädchen gewesen," sagte er und suchte ihre Augen.

„Ach, Leonhard — es ist so schwer, dich zu lassen —" gab sie leise seufzend zurück. Aber gleich leuchteten die blauen Sterne wieder zu ihm auf. „Weiß ja, ich trage nur, was hunderttausend teutschen Frauen beschieden ist. Will nichts vor ihnen voraus haben. Stolz bin ich, daß du hinausziehst in den neuen Kampf! Mußt nur ein wenig Nachsicht mit mir haben — ich werde schon wieder tapfer sein. Ach du — du — du bester, liebster aller Männer — mein Herzblut möchte ich für dich hergeben —"

Einmal, ein einziges Mal traf er sie in Tränen. Er hatte hinausreiten müssen nach einem entlegenen Vorwerk, wo über Nacht ein Gehöft in Flammen aufgegangen war. Erst spät am Abend kam er zurück, und als er, frohgemut, daß draußen bei der Feuersbrunst keine Menschenleben verloren gegangen, in ihr Zimmer trat, saß sie zuzusammengesunken am Fenster, hatte wohl hinausschauen wollen, ihm entgegen, hatte dann beide Hände vor das Gesicht geschlagen und heftig geweint. Sie wollte es vor ihm verbergen, aber er sah es dennoch und erschrak. „Mein Lieb — was hast du?" forschte er. „Tränen? Aber Anna — Anna!"

Sie zwang sich zu einem Lächeln. War aber eine schlechte Komödiantin. Wollte sogar Ausreden machen, Ausflüchte: „Ich habe an Georg denken müssen —" Die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Dann hing sie plötzlich an seiner Brust. Die Tränen strömten wieder unaufhaltsam über die Wangen, und im Weinen und Schluchzen flüsterte sie: „Ich schäme mich, daß ich so schwach bin. Aber ich fürchte mich, ich ängstige mich um dich. Weil ich dich so liebhabe, Leo. So lieb — so lieb —"

Ganz allmählich erst beruhigte sie sein Zuspruch. Doch wie er sie so in seinen Armen hielt und in ihr heißes, tränenüberströmtes Gesicht sah, wurde ihm selber das Herz schwer. Jäh überkam ihn die Erinnerung an die Unglücksgabe ihres Geschlechts, von der sie ihm einst gesprochen. Er wußte ja, daß das eitel Unsinn war, Einbildung, Gespenst der Phantasie. Aber er fürchtete für die Geliebte, daß irgend solch ein Schemen sie, gegen alle bessere Einsicht, erregen könnte, vielleicht schon gepackt hatte. Die arme Teure! Zu fragen wagte er nicht. Wollte nimmer daran rühren. War am besten, wenn sie aus sich heraus die Kraft fände, die Torheiten zu verjagen. Nur gut zureden, ihr die weiße Stirn sanft streicheln, sie recht liebhaben: das konnte er.

Und es half. Ihre Tränen versiegten. Nun lächelte sie wirklich. „Du Guter!" sagte sie ihm. „Was ich dir Sorge mache, ich törichtes Kind! Soll aber nicht wieder

vorkommen — gewißlich nicht — vertraue auf mich. Und wenn mich die Angst schüttelt, will ich die Hände falten und beten. Und an dich denken! Immer an dich denken, mit ganzem Herzen. Bis ich mich daran aufrichten kann und mir der Mut wieder die Seele füllt."

War auch mutig, die junge Frau Erbprinzeß, als bald darauf das Schreiben von Gneisenau eintraf.

Ein dienstliches Schreiben, daß „Seine Majestät der König geruhet hätten, dem Gesuch des Erbprinzen Leonhard von Eisenberg-Wristhal um Wiederanstellung in der preußischen Armee unter Attachierung an die Person Seiner Durchlaucht des Fürsten Blücher zu Wahlstatt Allergnädigst Folge zu geben". Darunter aber eine Marginalbemerkung Gneisenaus, ganz kurz: „Seine Durchlaucht haben mich beauftragt, Euer Fürstlichen Gnaden seine besondere Freude über Dero Entschluß auszusprechen. Ich darf hinzufügen, daß ich mich diesem Auftrag Seiner Durchlaucht von Herzen anschließe. Fürstliche Gnaden wollen Sich zwischen dem 28. Mai und 3. Juni in Namur zum Dienst melden."

Tapfer war die junge Frau, hatte keine Tränen und kein Schluchzen. Sah mit den leuchtenden Blauaugen zu dem Gatten empor, sprach zärtlich: „So geh denn mit Gott!"

Aber dann, gleich nach kurzem Nachsinnen sprach sie weiter, fast, als ob sie das, was sie sagte, schon lange und reiflich erwogen hätte: „Hör mich, Leonhard, Geliebter, ich habe eine große Bitte. Ich will nicht so fern von dir sein, solange ich dir näher bleiben kann —"

„Johanna — das ist doch unmöglich — in der Kampagne — wie solltest du —?"

„Hör nur! Namur ist nicht allzuweit von Brüssel. In Brüssel aber, wir wissen es ja schon, sammelt Wellington seine Armee, die doch wohl mit der preußischen zusammen operieren soll. In Brüssel nun lebt die Schwester vom cher père, die verwitwete Herzogin von Arenberg. Tante Josepha hat mich oft invitiert, sie wird mich mit tausend Freuden willkommen heißen." Die Erbprinzessin hob beide

Hände wie ein bittendes Kind. „Gestatten, mein gnädigster Herr," sagte sie, und es klang fast schalkhaft, „daß ich trotz der Kriegsläufte jetzt den oft intentierten Besuch ausführe?"

Hatte wohl allerlei Einwendungen, der Erbprinz, und konnte doch nicht widerstreben. War ja auch in ihm die große Freude, die geliebte Frau sich näher zu wissen. Was sollte er fürchten, wenn sie in Brüssel in guter Hut war? Vor Brüssel stand Wellington, der Eiserne Herzog. Der ließ den Empereur nicht über sich kommen, gerade so wenig wie der Marschall Vorwärts! War ja zudem noch ganz unsicher, wohin der Bonaparte seinen ersten Gewaltstoß zu richten versuchen würde.

Also, er sagte ja und Amen. Und die Erbprinzessin ging eifrig ans Werk, für den Gatten in der Kampagne Vorsorge zu treffen. Rüstete eigenhändig die Satteltaschen und die große Lederhülle für das Packpferd, schob tausend und abertausend zärtliche Wünsche zwischen Uniformstücke und Wäsche. Instruierte sogar, wie eine rechte wackere Leutnantsfrau, eifrig den Diener: „Daß er mir wacker für Fürstliche Gnaden sorgt, Christian! Der gnädige Herr muß am Morgen vor dem Ausmarsch sein gutes warmes Frühstück haben. Hört er, Christian! Und wenn Fürstliche Gnaden erhitzt ins Quartier kommen, nicht gleich kaltes Getränk. Versteht er, Christian?" Der Christian, so schon Anno 1814 mitgewesen war im Felde, hörte und verstand und grinste ganz heimlich. Wie sich doch die Frauenzimmer, und wenn es auch eine Frau Erbprinzessin ist, den Krieg vorstellen, dachte er. Gutes warmes Frühstück! Ach du mein lieber Gott — Fürstliche Gnaden und ich waren oft froh, wenn wir noch ein Stück Hartbrot hatten —

Reisten dann beide ab, noch einige Tage miteinander, und jeglicher Tag hatte sein besonderes heißes Glück. Saßen zusammen im offenen Reisewagen, der durch das lenzduftende Land rollte, freuten sich an Gottes schöner Natur, waren fröhlich und guter Dinge und sehr verliebt, wie junges Volk. Jenseits des Rheinstroms, den sie jubelnd

grüßten, begegneten sie den ersten Anzeichen der beginnenden Kampagne. Endlosen Wagenzügen, Verpflegtransporten, Landwehrkolonnen, so noch nicht zu ihrem Korps gestoßen waren. Frohgemut klangen ihnen aus den Reihen die Kriegslieder entgegen. Da sangen die einen:

„Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben,
Mein teutsches Vaterland!"

Es kamen andre, die jubelten Arndts Blücherlied in den sonnigen Tag hinaus:

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwingt so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirassassa, und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig, sie rufen Hurra!"

Aber kurz vor den Toren von Lüttich, wo sie sich trennen mußten, klang ihnen aus einem Jägerbataillon der Abschiedssang vom Feinsliebchen entgegen:

„O, wie lieblich die Trommeln schallen
Und die Hörner blasen drein!
Fahnen wehen frisch im Winde,
Roß und Reiter sind geschwinde —
Und es muß geschieden sein."

„Und es muß geschieden sein!" Das galt nun auch ihnen. Rechts führte hinter dem waffenstrotzenden Lüttich die große Straße nach Brüssel weiter, links nach Namur. Kurz wollten sie den Abschied machen: so hatten sie es sich vorgenommen und verabredet. Aber dann, als sie am Kreuzweg ausstiegen, als Christian die Reitpferde, mit denen er gefolgt, heranführte, da klammerte sich die junge Frau doch an den Gatten, als wolle sie ihn nimmer loslassen.

Bis er sich sanft löste. Nahm noch einmal ihre beiden Hände fest in die seinen, blickte noch einmal in die Blauaugen, sprach zärtlich: „Du, mein Lieb! Wenn wir auch getrennt sind, unsre Herzen schlagen einen Schlag. Gott befohlen, du geliebte Frau!"

Einmal noch schluchzte sie schmerzlich auf. Wollte dann wieder recht tapfer sein, war es. „Alle meine Gedanken bleiben bei dir, Tag und Nacht! Ich danke dir für all das Glück, das du mir gegeben. Ich danke dir für jede Stunde, die wir eins waren. Lebe wohl — lebe wohl!"

Er schwang sich in den Sattel. Gab dem Gaule die Eisen, sprengte ein paar hundert Schritte vorwärts. Hielt noch einmal an, sah zurück. Da stand sie, mitten auf der Landstraße, hatte ein kleines weißes Tüchlein herausgezogen, winkte und winkte. Die letzten Abschiedsgrüße —

⊕ ⊕ ⊕

„Prinzlein, Prinzlein!" hatte Alt-Blücher ihn begrüßt. „Da wären wir also wieder. Hol' mir dieser oder jener: ich freu' mir! Na und — hab' ich nicht recht gehabt, wenn ich uff die infamigten Diplomatiker fluchte? Gott straf' mir: Sie wissen's, wenn's nach mir gegangen wär', hätt' man den Bonaparte nicht so glimpflich behandelt. Nu müssen wir den zum zweiten Male von seinem verlogenen Thron herunterjagen. Werden wir, Prinzlein, werden wir. Aber wird wieder viel unschuldig Blut kosten —"

War wieder ganz der alte. Merkte ihm keiner seine zweiundsiebzig Jahre an. Saß wie der Jüngste im Sattel, ritt wie ein Wilder, murrte und brummelte und fluchte wie ein Wachtmeister und hatte das goldigste Herz, das nicht Neid, nicht Haß kannte. Außer auf den einen, den Korsen, den Landverderber, den Kujon — da gab es kein Schimpfwort, das ihm heftig genug war für den Empereur, mit dem er sich nun noch einmal messen sollte. Messen wollte mit seiner scharfen Husarenklinge. Bis aufs Blut,

bis zum letzten. Als gäbe es nicht Raum genug für die beiden auf dieser Welt.

Hatte auch guten Humor, der Marschall Vorwärts, und war stolz auf seine Preußen. So daß er an sein Malchen nach Hause schrieb: „Ich stehe hir mit 130 000 man Preußen, die im schönsten stande sind und wo ich mich getraue Tunisſ, Tripolisſ und Alljier zu erobern, wenn es nuhr nicht so weit wehre und man übers wasser müßte —"

Hat seinen guten Humor und sein Vertrauen brauchen können in den nächsten Tagen.

Sintemal der Empereur das alte Spiel zu wiederholen dachte, sich mit ganzer Kraft auf den einen der ihm Gegenüberstehenden zu werfen, erst den einen abzufertigen und darauf sich über den andern zu stürzen. Erst den Blücher und dann den englischen Eisernen Herzog, den Wellington. Wohl war seine Armee nicht so stark der Zahl nach, wie er früher befehligt, aber auch sie war „im schönsten Stande": kriegserfahrene Generale und kriegsgewohnte Veteranen bildeten Kern und Seele, noch einmal bereit, für den vergötterten kleinen Korporal zu siegen oder zu sterben.

Griff also mit Übermacht am 15. Juni die preußischen Vortruppen an, drängte sie zurück. Worauf der Blücher seine Korps möglichst schnell zusammenzog, was freilich nicht mehr völlig gelang. War aber trotzdem entschlossen, am 16. bei Ligny die Schlacht anzunehmen.

Den Angriff erwartend, hielt der Alte mit seinem Stabe gegen elf Uhr bei der Windmühle unweit Ligny. Plötzlich hat es geheißen: der Engelländer kommt. Der Erbprinz sah den Eisernen Herzog zuerst. War doch zum Verwundern: wie von der Parade kam der hagere Wellington, im blauen Leibrock mit weißer Halsbinde, den kleinen Dreimaster auf der schmucken Frisur, an der Seite einen zierlichen Degen, in der Hand einen Reitstock. Dagegen der stämmige Leberecht im abgetragenen halboffenen Kriegsrock, darunter freilich das breite Orangeband des Schwarzen Adlerordens; die Landwehrmütze auf dem schlohweißen Haar, den alten festen Husarensäbel umge-

schnallt und die geliebte Pipe zwischen den Zähnen. Ja — war schon ein Gegensatz. Aber wie dann der Herzog den Hut mit dem rot-weißen Federbusch lüftet, da sieht man es doch: ist auch ein ganzer Mann, der Eiserne. Im trockenen, kalten, bartlosen Antlitz ein undurchdringlicher Ernst, über der mächtigen Nase eine hohe, gewaltige Stirn, hinter der es ohne Unterlaß zu wägen und zu rechnen schien. Freilich die Augen, die Augen! Solche Wunderaugen, wie sie der Marschall Vorwärts von Mutter Natur mitbekommen auf seinen Erdenweg, solche Augen, die gibt es eben nur einmal auf der Welt. Und auch jetzt strahlen und leuchten sie in Treue und Kühnheit, lodern im Feuer vor Begeisterung, das kein Alter schwächen konnte!

Ratschlagten, die Herren und die Herren vom Generalstab. Bis der Wellington fest zusagte: „Um vier Uhr bin ich hier!“ Und auf seinem edlen Vollblut grüßend davonsprengte.

Nun mochte der Empereur es wagen! An den vereinten Kräften mußte er sich den trotzigen Schädel einrennen.

Sollte aber anders, ganz anders kommen. Wie der Neithardt Gneisenau wohl zuweilen zu sagen pflegte: im Kriege kommt immer alles anders, als man denkt.

Zwischen zwei und drei Uhr stürmten drei ungeheure feindliche Kolonnen an unter ihrem rasenden Vive l'empereur-Geschrei und dem Brüllen der Kanonen. Wacker hielten die Preußen der Übermacht stand. Wellington mußte ja kommen! Bataillon auf Bataillon warf der Marschall in den blutigen stundenlangen Kampf. Und Wellington kam nicht.

Abend ward es.

Schon drängen die Garden Napoleons durch Ligny. Feindliche Kürassiere jagen die Höhen hinter dem Dorfe hinauf. Noch einmal rafft Blücher seine Schwadronen zusammen, was zur Hand ist, setzt sich, von wenigen Adjutanten, dem treuen Nostitz und dem Erbprinzen, begleitet, an die Spitze, haut ein, allen voran auf seinem prächtigen Schimmel. Mit Hurra geht es auf den Feind. Ein wirrer,

wüster Knäuel. Die Preußen müssen zurück. Und plötzlich sieht es der Prinz im wogenden Staub: das Pferd des Marschalls stürzt, fällt. Der Greis liegt unter dem zuckenden Kadaver. Sie springen aus den Sätteln, stellen sich schützend vor ihn hin. Und über sie brausen in wilder Karriere die Panzerreiter hinweg, Schwadron auf Schwadron, Regiment auf Regiment.

„Nostitz, ich bin verloren!" ruft Blücher wie erstickt.

Großer Gott, wenn der Marschall in des Feindes Hand fiel! Lebend — in die Hand seines unerbittlichen Gegners, der ihm hundertfach den Tod geschworen!

Wie die Herzen bebten, die tapferen Herzen. Wie die Minuten sich zu Ewigkeiten dehnten —

Der Abend dämmerte schon. Nach der Bruthitze des Tages zog eine Gewitterwolke herauf und breitete ihren dunkeln Schatten über das von Staub und Rauch erfüllte Feld —

Nicht die Hand vor den Augen kann man sehen —

Die französischen Kürassiere brausen zurück, donnern noch einmal vor. Zweimal über den heldenhaften Greis hinweg. Keiner achtet auf den gestürzten Schimmel, keiner sieht, erkennt den Feldherrn — es ist, als ob der Himmel die dunkle, dräuende Gewitterwolke, ihn zu schützen, gesandt hätte —

Da — plötzlich — im dichtesten Knäuel — taucht vor dem Erbprinzen aus dem dämmernden Licht ein einzelner Reiter auf. Wie eine Vision ist's: unter dem schweren Helm sieht er ein pulvergeschwärztes hageres Gesicht — Georg — Georg Kerstenbringks Augen sind es! Und der stutzt jäh, reißt an dem Zügel, daß sich sein Rappe hoch aufbäumt. „Ergebt euch!" brüllt er. „Kameraden — hierher — zu mir! Vive l'empereur!"

Reißt der Prinz die Pistole heraus —

Doch da jagen die sechsten Ulanen heran! Lützows Ulanen! Hilfe in der Not!

Ein baumlanger Ulan ist voran. Sticht den Kürassier aus dem Sattel, daß er lautlos zu Boden sinkt. Springt vom Pferde auf Nostitz' Anruf. Einen Blick, einen einzigen,

kann der Prinz noch auf das Antlitz des Toten werfen — dann sind sie alle um Blücher, wälzen das zuckende Pferd zur Seite, heben den geliebten Vater empor, heben den Halbbetäubten auf den nächsten Ulanengaul, das Pferd des Unteroffiziers Schneider, steigen selbst auf, nehmen ihn zwischen sich. „Was ist denn, Prinzlein? Wo bin ich denn, Nostitz — zum Donnerwetter?“ Geben keine Auskunft, halten, stützen ihn; im vollen Lauf geht's zurück. Gottlob, da ist noch ein Viereck Infanterie! Landwehr unter Hauptmann von Gillhausen. Hinein in die Mitte — in den sicheren Schutz preußischer Bajonette —

Gerettet ist der Feldmarschall — aber die Schlacht ist verloren —

War Gneisenaus, war Grolmanns, des Generalquartiermeisters, große Stunde!

Vergeblich hatten sie nach dem Feldherrn ausgespäht. Er war verschwunden, fortgerissen im wilden Getümmel. Selber, ohne ihn, mußten sie entscheiden: Wohin der unvermeidliche, schmerzliche Rückzug? Auf der geraden Linie, auf Namur? Nach dem Rhein zu? Nein — nein — nimmermehr! Einer Meinung waren beide, und der Neithardt Gneisenau befahl nach einem kurzen Blick auf die Karte, so in der Dunkelheit kaum zu entziffern: „Mit den Engelländern müssen wir in Verbindung bleiben! Rückzug gen Norden, auf Wavre! Um Wavre sammelt sich die ganze Armee.“

Also am 16. abends zwischen neun und zehn Uhr, nach dem blutigen, schweren Ringen von Ligny.

Schwer, mühsam lösten sich die Preußen vom nächtlichen Schlachtfelde. Schritt um Schritt nur weichend, ziehen sie in die Dunkelheit hinaus, aus der die brennenden Dörfer und Gehöfte wie Flammensäulen zum Himmel leuchten. Fern und ferner klingt das Vive l'empereur der Siegestrunkenen ihnen nach. Schwach und schwächer wurde die Verfolgung. In seinem Hauptquartier zu Fleurus aber rieb sich der Gewaltige die Hände: „Der Blücher, der alte Husar, ist abgetan. Die Preußen sind in voller Flucht auf Namur; da werde ich ihnen morgen

den Grouchy nachschicken. Ich selber aber, ich will, ich werde mit diesem Wellington Abrechnung halten für all das Ungemach, das er meinen Braven in Spanien zugefügt hat. Und dann, wenn ich beide geschlagen, dann werden meine Brüder Alexander und Friedrich Wilhelm und mein guter Schwiegervater, der Franz in Wien, eine andre Sprache sprechen als bisher. Ich aber erst recht!" So dachte, so plante der Empereur.

Saß zu gleicher Stunde etwa Alt-Blücher, zerschlagen in allen Knochen, in einer kleinen Bauernstube zu Gentinnes, ließ sich vom getreuen Bieske, seinem Leibmedikus, bedoktern, hatte ein mächtiges Warmbier zu brauen befohlen, sintemalen nichts andres zu haben, und kredenzte davon auch den Offizieren, so im Vorüberziehen vorsprachen, in einem Pferdeeimer, denn feineres Trinkgefäß gab es nicht. Hatte sich glücklicherweise auch Gneisenau eingefunden. „Ja, Gneisenau, da hätten wir Schläge besehen," hieß es. „Aber wir wollen die Scharte schon auswetzen. Und recht bald. Was, alter Nostitz? Na, Prinzlein, nur nicht die Ohren hängen lassen! Gott straf' mir. Wir kriegen ihn doch herunter, den Bonaparte! Müssen nur dem englischen Herzog die Freundeshand reichen, sobald die Armee sich ralliert hat. Ist gestern nicht gekommen, der Wellington. Schlimm, aber man darf nicht nachtragen. Wir kommen, wenn es gilt!" Trank einen mächtigen Schluck Warmbier, dehnte und streckte die zerquetschten Glieder. „Bieske, reiben Sie man tüchtig. Opodeldok ist sehr gut!" Stöhnte und lachte. „Doktor, morgen muß ich auf den Gaul. Verstanden, ich muß!"

⊕ ⊕ ⊕

War doch ein ganzer Mann und ein großer Schlachtenlenker dazu, der Eiserne Herzog. Wenn er sich auch am 16. hatte hinhalten lassen und täuschen und nicht gekommen war, wie er es versprochen: Stand hielt er!

Baute im strömenden Regen am 17. sein Heer — Engelländer, Deutsche, Belgier, an siebzigtausend Mann

mit hundert Geschützen — meisterlich zur Verteidigung auf, mit dem Dorf Mont-Saint-Jean ungefähr in der Mitte, mit vorgeschobenen Stellungen um die Pachthöfe Papelotte, La Haye Sainte und Schloß Hougoumont. Ritt auf seinem prachtvollen Braunen, dem „Kopenhagen“, die Positionen ab, war zufrieden. Hatte dann am 18. sein kühlstes, stolzestes Gesicht. Die Engelländer kannten das: so hatte er vor der glorreichen Schlacht bei Talavera ausgeschaut. Doch mochte ihm das Herz leise pochen: des Empereurs Marschälle, Massena und Soult, hatte er in Spanien geschlagen, zerschmettert. Dem Kaiser selbst, dem Schlachtengewaltigen, stand er heute zum erstenmal gegenüber.

Der Regenstrom hatte aufgehört. In einer Nebelwolke war die Sonne aufgegangen; dann teilte sich der Schleier, und hell und strahlend brach die große Leuchte durch.

Siegessicher war der Empereur, wie selten vorher. Grüßte die Sonne, als wäre sie seine alte Freundin: die Sonne von Austerlitz. Saß gegenüber der feindlichen Stellung auf seinem Feldstuhl, musterte mit dem Glas scharf Wellingtons Linien. „Wir haben neunzig Chancen von hundert für uns,“ sagte er. „Wollen mit dem Angriff bis Mittag warten. Vorgestern bei Ligny fingen wir auch erst um drei Uhr an. Ist nur von Vorteil, den Feind beim Beginn der Dunkelheit in die Deroute zu stürzen.“ Sah wieder nach vorn: „Ich werde das Zentrum der Engländer durchbrechen.“ Stieg zu Pferde, hielt noch einmal große Heerschau über die heranrückenden Bataillone, Schwadronen ab. Begeistert jauchzten die ihm ihr „Vive l'empereur!“ zu; noch einmal, zum letzten Male, senkten sich die Kaiseradler vor ihm. Die Trommeln wirbelten, die Hörner schmetterten, alle Musikkorps spielten die Marseillaise. „Die Beefsteakfresser drüben, kleiner Korporal, die nehmen wir zum Frühstück!“ rief einer der Kürassiere dem Empereur entgegen. „Holt sie euch. Es gibt Ehrenkreuze zum Dessert!“ rief er zurück.

Halb eins war es, da taten die Feuerschlünde, so der

Empereur zu einer Gewaltbatterie vereinigt, ihre eisernen Mäuler auf. Die Tirailleure Neys gingen in aufgelösten Linien gegen Schloß Hougoumont vor. Wie auf ungeheurem Schachbrett dahinter die Divisionen, das Fußvolk, die Reiterscharen.

Die Schlacht begann.

⊕ ⊕ ⊕

Derweilen war längst um Wavre für die Preußen Generalmarsch geschlagen.

Hatten todschwere Stunden und Tage hinter sich, die Preußen. Erst die Unglücksschlacht, der Rückzug dann in dunkler Nacht, keinen Bissen Brot für die Mäuler, kein Pfund Hafer für die Gäule. Hatten unter strömendem Regen in den frisch gepflügten Ackerfurchen gelegen. Naß bis auf die Haut waren Offiziere und Mannschaft. Naß waren die Patronen geworden, verdorben die Flinten — die infamen „Kuhfüße“.

Aber sie wußten, sie m u ß t e n auf und vorwärts, die Preußen.

„Ut is dat noch nich!“ hatte am Abend von Ligny mit drohend geballter Faust ein märkischer Landwehrmann gerufen, als es zurückging. Aus ist das noch nicht, dachte Alt-Blücher. Herunter muß er! Und als er am 17. um die Mittagstunde eine Anfrage von Wellington erhielt: der wolle die Schlacht annehmen, wenn der Feldmarschall ihn mit e i n e m preußischen Korps unterstützen könnte, da hat er sich selber hingesetzt und eigenhändig — denn der Gneisenau war gerade nicht zur Stelle — zurückgeschrieben: „Morjen komm ich nicht mit einem Corps, sondern mit allen.“

Schrieb auch noch selbigen Tages, so sehr alle Glieder schmerzten, an sein Malchen nach Berlin:

„. . . ich habe mich heutte neher an den Lord Wellington gezogen, und in einigen tagen wird es wahr scheinlich wider zur Schlacht kommen alles ist voll muht und wenn Napoleon noch einige solcher Schlachten liffert, so ist er mit seiner armeh fertig. Ich bin bey der afair damit weg-

gekommen, daß sie mich meinen schönen Englischen Schimmel erschossen haben, Gneisenau hat daßselbe Schicksahl gehabt, wihr sind beide von dem Fallen mit den Pferden etwaß mitgenommen, sonst bin ich gesund. Du kanst diesen briff in Berlin bekannt machen und nuhr sagen, daß sie negstens mehr erfahren sollen, den schlagen werden wihr uns nun öffter bis wihr wider in Paris sind meine Truppen haben wie die Löwen gefochten, aber wir waren zu schwag, den 2 von meinen Corps wahren nicht bey mich, nun hab ich alles an mich gezogen, lebe wohl und grüße alles waß dich umgiebt..."

War Gneisenaus großer Tag gewesen, vorgestern, als er den Rückzug so angesetzt, daß die Vereinigung mit dem Eisernen Herzog möglich. War Alt-Blüchers großer Tag heute, daß er sein geschlagenes Heer auf- und vorwärtsbrachte, zur rechten Stunde! Daß er Wort hielt. Er kam!

Ja, vorwärts ging es. War ja der Marschall Vorwärts, der die Preußen führte. Hatte sich, steif noch, einbandagiert und mit Opodeldok eingeschmiert, in den Sattel heben lassen müssen, der Zweiundsiebzigjährige; ritt an der Spitze seines Heerzuges, der mühselig auf schlechten Wegen durch ein Kotmeer watete. Manchmal stockte der Marsch, die Bravsten brummelten aus den Reihen heraus: „Vater Blücher, es geht nicht mehr!" Drauf der Alte: „Donnerwetter, Kindersch, es muß gehen. Ich hab's doch dem Wellington versprochen. Wollt ihr mich zu 'nem Hundsfott werden lassen — he?" — „Ne, das wulln wer nich! Vivat, Vater Blücher!" Und es ging wieder weiter, die Musketiere in „Harnischen von Kot", weiter durch den Wegschlamm. „Die Kanonen kommen nicht durch!" — „Kindersch, da müßt ihr helfen!" Und sie spannten sich vor die Geschütze, griffen in die Speichen. „Vater Blücher, unsre Gewehre werden nicht losgehen." — „Schadet nischt, Kinder. Der Regen is unser guter Alliierter von der Katzbach her. Ihr wißt doch, der Regen spart dem König das Pulver! Und wenn die Kuhfüße nicht losgehen, dreht sie um, haut mit dem Kolben auf die französischen Querköppe." — „Tun wir. Vivat, Vater Blücher!"

Wieder geht's ein Stück Weges. Schon hört man von weitem den großen Brummbaß, das Gebrüll der Schlacht. Winkt der Blücher den Erbprinzen zu sich heran, prüft unter den buschigen Brauen hervor den Gaul und den Reiter: „Na, Prinzlein, der Rappe noch gut zuwege? Ja! Also die Eisen rein und zum Wellington. Ihm melden, ich bin gleich aus dem verdammten dreckigen Hohlweg raus. In 'ner Stunde oder so soll der Bülow mit seinem Korps sich zum Angriff uff den Bonaparte anschicken. Wird's schon machen, der Bülow! So — und nun reiten Sie, Prinzlein — mit Gott!"

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht!"

Hieb dem Gaul die Sporen in die Flanken, jagte davon, der Erbprinz, dem Kanonendonner entgegen.

War in seltsamen Gedanken gewesen, gestern und heute, all die Stunden. Hatte ohne Unterlaß an die Geliebte denken müssen, von der nur so spärliche Nachrichten aus Brüssel gekommen. Kein Wunder freilich, wo alle Posten stockten, wo nur ein Glückszufall den Briefen auf den rechten Weg und zum Ziele half. Immer, immer schrieb die Teure ja zuversichtlich und tapfer. Immer in großer, heißer Liebe. Aber immer und immer mußte er zwischen den Zeilen von brennender Sehnsucht lesen und von verhaltener Sorge. Und nun, gestern und heute, ließ ihn auch ein andres nicht los. Das leidenschaftzerfressene Gesicht, so wie eine Vision vor ihm in dem Schlachtgewühl von Ligny aufgetaucht war, in des schweren Tages schwerster Stunde: war es wirklich der Schwager gewesen, dieser unselige Fanatiker — Georg? Erkannt, mit Sicherheit erkannt hatte er ihn nicht im Pulverdampf, im dämmernden Abend, mit den vor Aufregung halb geblendeten Augen. Manchmal zweifelte er. Doch dann rief's wieder in ihm: er war es, er muß es gewesen sein! Und sein Herz zitterte: wie wird Johanna, wie wird der cher père den neuen Schmerz überwinden? Denn trotz allem, trotz allem: sie liebten ihn beide, den Entfremdeten, Verlorenen —

Ist nicht gut, mit solchen Gedanken in die Schlacht zu reiten —

War gut, daß die Schlacht selber sie auslöschte, ersterben ließ —

Nun klang schon in das Brüllen der Geschütze das Knattern des Kleingewehrs. Am Saume des Pariser Holzes zügelte er auf ein paar Momente das schaumbedeckte Pferd, sah durch die Pulverschwaden über das weite Blachfeld, sah hüben die Gewaltmassen der Franzosen vorwärtsdrängen bis hart an die britischen Linien, sah ein ungeheures Reitergeschwader einer Riesenwoge gleich durch die Mulde ziehen, wie zum Entscheidungsstoß; sah die Feuergarben aus den Pachthöfen sprühen, sah, wie dünn die britischen Positionen besetzt waren, als ob der Herzog schon seine allerletzten Reserven hätte einsetzen müssen. Gerade schien das eine der Gehöfte — La Haye Sainte mußte es nach der Karte sein — den Engländern abgerungen. Zeit war es, höchste Zeit, daß den Hartbedrängten endlich Hilfe nahte.

Und so jagte er mit verhängtem Zügel weiter. Mußte einen weiten Umweg machen, hinter dem britischen linken Flügel, der bereits sichtbar schwankte. Sah mit Schrecken, wie die Wege nach rückwärts bedeckt waren von langen Wagenzügen, von Verwundeten, auch von einzelnen weichenden Truppen. Auf der Straße nach Brüssel zu. Und wieder schoß ihm der Gedanke durch die erregten, fiebrigen Sinne: wenn die Schlacht verloren, zieht Napoleon morgen, übermorgen spätestens als Sieger in Brüssel ein, dort, wo dein geliebtes Weib sich in Unruhe verzehrt —

Wahrhaftig, es schien, als sei die Schlacht schon verloren. Immer dichter wurde das Gedränge des abfahrenden Trosses, immer zahlreicher wurden die Verwundetenzüge, immer mehr der Flüchtenden. Täuschte er sich, oder war wirklich auch das Geschützfeuer der Briten schwächer geworden, gleich als ob die Munition zu mangeln beginne? Drüben aber, bei den Franzosen, brach gerade jetzt, wie nach einer kurzen Atempause, die fürchterliche

Kanonade von neuem los, mit verdoppelter, verdreifachter Wut.

Die Schenkel 'ran, die Sporen in die Weichen! Und wenn der brave Gaul zusammenbricht! Es ist Zeit, allerhöchste Zeit ist es.

Und da endlich, auf der Höhe, Wellingtons Stab.

⊕ ⊕ ⊕

Hatten sich wie Helden geschlagen, die Briten und die Deutschen unter seinem Befehl, allen voran die löwenmutigen Braunschweiger. Verblutet waren sie im stundenlangen Ringen. Zu elenden Wracks die stolzen Reiterregimenter zusammengeschmolzen, zu schwachen Häuflein die Bataillone. Jede Viertelstunde, jede Minute mehrte die Verluste.

Düsterer und düsterer sind die Mienen der britischen Herren im Stabe des Eisernen Herzogs geworden. Auch der General Müffling, der in das englische Hauptquartier befehligt war, spähte sehnsuchtsvoll nach Osten. Wellington allein hat seine entschlossene Ruhe bewahrt. Ehern kalt war sein Angesicht, nichts verriet den Seelenkampf, der in ihm tobte. Und doch mußte, mußte auch er schon den Gedanken an einen Rückzug erwägen. Mußte sich schon einzelne Maßregeln abringen, den großen Heerestroß zurücksenden, leere Munitionskarren, Gepäckwagen, Feldapotheken, dazu die zahllosen Fuhrwerke mit den Blessierten. Und dann kamen die Meldungen, daß die jungen Truppen der Belgier und Holländer in regelloser Flucht begriffen waren —

War die Stunde, da dem eisigen Feldherrn das graue Sorgengespenst sich ins Herz schlich. Daß er in den Ruf ausbrach: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!"

Drunten in der Ebene, das sah er gerade jetzt, ballte Napoleon seine so lange aufgesparten Kaisergarden zum Entscheidungsstoß zusammen. Kein Zweifel, wenn die Preußen nicht kamen, konnte die halbzerschmetterte, dünne

Linie dem letzten Ansturm nicht widerstehen. Dann war die Schlacht verloren.

Gerade da aber, gerade da sprengte der junge Erbprinz auf schaumbedecktem Roß, die Uniform besudelt bis zum Kragen hinauf mit Schmutz und Kot, die Höhe hinan. Sprang aus dem Sattel: „In einer halben Stunde werden die preußischen Kanonen zu sprechen beginnen!“

Hilfe in der Not! Hilfe in der Not! Rettung vor dem Verderben!

⊕ ⊕ ⊕

Saß drunten der Empereur am Gehöft Rasomme auf einer Trommel, rieb sich die Hände. Alles ging gut, vortrefflich ging es. Große Verluste — pah! Was kümmerten ihn die Tausende, so tot auf dem Blachfeld lagen, was die Abertausende der zurückflutenden Blessierten? Wo gehobelt wird, fallen Späne. Und brav hatten sie gehobelt, seine Bataillone, seine Schwadronen, seine feuerspeienden Geschütze. Glatt und dünn, zum Zerbrechen, mußte die Position dieses Mannes drüben, dieses verhaßten Engelländers geworden sein. Ihm aber, ihm standen noch seine unberührten Reserven zur Hand: seine Besten, seine Unwiderstehlichen.

Die Preußen? Dieser vermaledeite Dickschädel, der Blücher? Pah, die waren vorgestern geschlagen. Und heute hatte sie Grouchy sicher fest angepackt. Wozu hatte er denn Grouchy ihnen nachgesandt, mit einem Heerteil, stark genug, ihnen vollends den Garaus zu machen. Merkwürdig freilich, daß dieser Mensch, der Grouchy, so gar nichts von sich hören ließ. Wenn er nun ihre Spur verloren hatte? Gefangene meldeten ja, daß sich der ewige Schwadroneur, der Blücher, nicht nach Osten, daß er sich nach Wavre zu gewendet. Wollen Grouchy doch schleunigst Befehl schicken, daß er sich auch dorthin wendet, daß er den Preußen hart auf den Fersen bleibt, sich uns nähert. Dieser Grouchy!

Dann, plötzlich, erspäht des Feldherrn Auge, dem nichts entgeht, soweit es reicht, weit drüben im Osten

an den Waldhöhen eine dunkle Wolke. Kaum erkennbar, doch er weiß, er fühlt: es sind marschierende Truppen.

Pah — was soll es sein? Wahrscheinlich eine versprengte preußische Abteilung, die Grouchy vor sich her treibt. Kein Grund zur Besorgnis. Sicherheitshalber mag General Danon mit seinen Schwadronen gegen sie vorgehen.

Doch die dunkle Wolke dort drüben im Osten wird stärker und stärker. Meldungen kommen: die Preußen sind im Anmarsch. Mindestens eine Division, vielleicht ein ganzes Corps d'armée. Daß dich! Der Empereur steht auf, geht ein paar Schritte rechts, ein paar Schritte links. Dieser Mensch, der Grouchy! Wo steckt er nur, wo bleibt er? Vor das Kriegsgericht muß man ihn stellen!

Mit gespannten, erwartungsvollen Gesichtern stehen die Generale der Suite.

„General Lobau soll sich gegen die Preußen entwickeln, sie unter allen Umständen aufhalten, bis —"

Noch zögerte der Kriegsgewaltige. Noch schien ihm die Stunde der Entscheidung, der Augenblick des letzten Einbruchs in Wellingtons Position nicht gekommen, die Frucht noch nicht reif genug zu sein. Also schmetterten die Eisenschlünde weiter ihren vernichtenden Hagel gegen die Briten. Noch einmal mußten die Panzergewappneten im Todesritt gegen sie anstürmen.

Alles geht gut! Lobau scheint die dort drüben aufzuhalten; ein einzelnes Korps, nicht mehr — das Korps Bülow soll es sein. Ich habe Zeit, den Wellington zu schlagen, zu vernichten. Dann wollen wir mit diesen vermaledeiten Preußen schon abrechnen —

Doch heftiger, immer heftiger schallt das Geschützfeuer von Osten herüber. Division auf Division scheint drüben aus den Waldrändern herauszutreten, auf Plancenoit vorzudringen.

Der Empereur steigt zu Pferde.

„Die Garde soll antreten!" Und: „Labédoyère, reiten Sie in die vordersten Linien! Lassen Sie die Nachricht verbreiten, Grouchy wäre gekommen, hätte die Preußen

vor sich hergetrieben. Eilen Sie!" Der Getreue jagte davon, überall hin flogen die Ordonnanzen in ihren himmelblauen Uniformröcken: „Grouchy kommt!"

Noch einmal scholl, jauchzte das „Vive l'empereur!" der stolzesten Truppe der Welt über das Schlachtfeld. Mit entfalteten Trikoloren, unter dem Wirbeln der Trommeln, in ihren zehn festen Vierecken rückten die Garden vor. Noch einmal spielten alle Musikkorps die Marseillaise:

„Auf, Söhne des Vaterlandes,
Gekommen ist der Tag des Ruhmes!"

Und die Todgeweihten stiegen im donnernden Marschtritt die Höhen hinan — Arm hart neben Arm —, wie ehedem bei den glänzenden Paraden im Hofe der Tuilerien. Als fühlte jeder einzelne, daß Frankreichs, daß des Kaisers Geschick bei ihm läge.

Alles, was im französischen Heere noch Kraft und Atem hatte, schloß sich ihnen an. Zwischen den Karrees wurden die Achtpfünder vorwärtsgeschleppt. Ney, der Tapferste der Tapferen, an ihrer Spitze, hochrot im Angesicht von der Wut des Kampfes; neben ihm General Frient, vor den Vierecken Morven, Michel, Mallet, Hanrion — jeder einzelne ein Held. Bereit, zu siegen oder zu sterben.

⊕ ⊕ ⊕

„Schafft's Ihr Rappe noch, Fürstliche Gnaden? Ja? Dann kommen Sie — wir reiten zum Feldmarschall!"

General von Müffling sprach's. Ihn ließ die Ungeduld nicht frei. Und so jagten sie wieder hinter dem berstenden linken britischen Flügel gen Osten.

Sie sahen es: die Preußen kämpften bereits harten Kampf. Wie die Löwen standen dort drüben die französischen Bataillone, die der Empereur ihnen entgegengeworfen.

Und da hält der Marschall Vorwärts, hat seine Pipe zwischen den Lippen, dampft mächtige Wolken unter dem

weißen Husarenschnauzbart hervor. Man fühlt ordentlich, wie das alte Herz ihm im Leibe lacht.

„Tag, Müffling! Tag, Prinzlein! Na, wie steht's beim Mylord?"

„Schlecht, Durchlaucht!" Der Müffling keucht es heraus. „Der linke Flügel ist so gut wie geschlagen, das Zentrum ist fast durchbrochen. Wenn nicht bald Hilfe kommt, ist die Schlacht verloren."

„Na, na, Müffling." Der Alte dampft noch mächtiger. „Wir sind ja schon da. Bülow hat schon brav angebissen. Jetzt kommt unser tapfrer Zieten an die Reihe. Paßt nur Achtung! Den schicke ich geradeswegs dem Wellington!"

Und wie ein Gewittersturm brachen die Bataillone gegen den Feind. Todmüde, mit zerschlagenen Gliedern, ohne einen warmen Brocken seit Tagen. „Macht's gut, Jungens!" ruft ihnen der Marschall zu. „Heute haben wir ihn! Heute gilt's! Heute holen wir uns den Napoleon!" — „Vivat, Vater Blücher!" schallt es zurück, tausendstimmig. Und weiter von neuem: „Vivat, Vater Blücher!"

Sieben Uhr war's am Abend, da stürmten General Zietens erste Schwadronen auf den Feind. Hinter ihnen drein unter dröhnendem Trommelschlag die geschlossenen Bataillone. Und die Kanonen donnerten dazu den Brummbaß.

Hilfe, Rettung war's. Rettung in letzter Stunde.

Schon haben die Garden des Kaisers die Höhe erstiegen. Unaufhaltsam drängen sie vor, wie wandelnde Mauern. Da wird Luft. Da wirkt der tollkühne Angriff der Preußen. Da kann der Eiserne Herzog seine letzten Reserven auf den Gegner werfen. Der steht, er wankt unter dem verheerenden Kartätschenfeuer. Er weicht. Aber fest und geschlossen, mauernfest noch, gehen die im Feuer zusammenschmelzenden Karrees zurück. Mag sie die wilde, wüste Trümmerwelt der andern Flüchtenden umwogen, noch schreiten sie hindurch, stolz, unberührt, auf blutiger Bahn.

Denn eine Blutbahn ist es. Alles, was Wellington

noch zusammenraffen kann, führt er gegen den weichenden Feind. Unaufhaltsam drängt Blücher vor, Marschall Vorwärts auch hier. Tod und Verderben schleudern seine Geschütze. Schon haut seine Kavallerie ein, Ulanen, Husaren —

Acht Uhr abends.

Fahlen Antlitzes steht der Empereur. Gegen drei Uhr hat er nach Paris verkünden lassen, der Sieg sei unzweifelhaft; jetzt hat er keine Armee mehr. Nur Trümmer, Trümmer, zwischen denen allein einzelne schwache Karrees der alten Garde wie Felsblöcke stehen. Ungeordnete Haufen aller Waffen treiben an ihm vorüber. Vergeblich sucht er einzugreifen, zu sammeln, die Flüchtenden zum Halten zu bringen. Noch einmal ruft er aus: „Wo bleibt Grouchy?“ Ja, Grouchy — der hat erst die Spur der Preußen ganz verloren, ist dann von ihrer Nachhut aufgehalten worden. Grouchy kommt nicht —

Adjutanten sprengen zum Kaiser, melden immer wieder nur, daß alles verloren. An ihm vorüber wankt Ney, auf den Arm eines Korporals gestützt; an ihm vorüber verwundet sein Bruder Jérôme, der heute die wilden Tage von Kassel heldenhaft gesühnt. Schon schallen die Hurras der Preußen, dröhnt das Siegesjauchzen der Engelländer bis an sein Ohr. Schon dringt das Korps Bülow über Plancenoit, wo sich die letzten Bataillone der Jungen Garde verbluten, vor, auf die Rückzugsstraße los —

Soult greift in des Kaisers Zügel: „Sire, retten Sie sich!“ Der treue Bertrand hebt beschwörend die Hände. „Sire, retten Sie sich, für uns, für Frankreich!“

Noch einmal blickt er um sich, wie um eine letzte Möglichkeit zu erspähen. Ist wie von einem Starrkrampf befallen. Schüttelt verzweifelt den Kopf. Greift plötzlich grüßend an den Hut. „Trop tard!“ ruft er. „Zu spät! La pièce est finie — das Stück ist ausgespielt! — Retten wir uns!“ Wendet seinen Schimmel, jagt davon —

Die Dunkelheit war über das Schlachtfeld herabgesunken, da trafen sich Marschall Vorwärts und der

Eiserne Herzog beim in Flammen lodernden Gasthof von Belle-Alliance, sanken sich in die Arme.

Gleich aber triumphierte in Alt-Blücher über alle Ergriffenheit hinweg sein echter Husarengeist. „Verfolgen müssen wir ihn!" Vorsichtig meint der Brite: „Muß meine Truppen schonen, müssen Ruhe haben. Bin es zufrieden, daß ich heute in Napoleons gestrigem Nachtquartier schlafen kann." Worauf der Blücher hastig: „Un ich werd' ihm aus seinem heut'gen herausklopppen!" Und zu seinen Offizieren: „Uff den Trab gebracht haben wir sie. Nu man frisch hinterdrein, daß sie bis Paris nich wieder zu Atem kommen!"

Also geschah es. Der Zweiundsiebzigjährige setzt sich an die Spitze der Verfolgung, treibt die Fliehenden vor sich her. Noch eine Meile weit, bis nach Genappe. Da suchen sich die Welschen noch einmal zu setzen, haben die Straßen verbarrikadiert, werden aber schnelle verjagt. Macht der Feldmarschall endlich halt: „Genug für heute!"

Aber dem Neithardt Gneisenau läßt es keine Ruhe. Der herrliche Greis muß sein Nachtquartier haben; die Masse der Armee soll Beiwacht beziehen, abkochen, wenn es etwas abzukochen gibt. Wir aber — wir nicht!

Schaut sich um, mit leuchtenden Augen. „Prinz — wir nicht! Wir bleiben ihm auf den Fersen, heute nacht, bis zum letzten Hauch von Roß und Mann!"

Nimmt die Füsiliere vom 15. Regiment, einen Zug vom 25., ein paar Halbeskadrons Dragoner, Ulanen. „Wollt ihr, Kinder? Vielleicht fangen wir ihn."

So ging es in die Nacht hinein. Siebenmal hat Gneisenau die Flüchtlinge aufgejagt, warf sie über den Haufen, wo sie Widerstand wagten. Hui! Ein paar Flintenschüsse herüber, hinüber, und sie nehmen die Beine wieder in die Hand. Hui! Ein paar Trommelschläge, und ihr „Sauvons nous!" reißt sie von ihren Feuerchen auf.

Was ist das? Weiß Gott — der Reisewagen des Empereurs! Schade, daß er nicht drin sitzt. Aber seinen kostbaren Königsmantel erbeuteten sie, seine juwelengeschmückten Orden — auch den Stern des preußischen

Schwarzen Adlers darunter! — Ringe und Dosen, ja ein Schächtelchen mit Hunderten von Brillanten, fein säuberlich auf schwarzes Wachs eingedrückt. Und Fourgons dazu mit dem kaiserlichen Silberzeug und die Küchenwagen mit Trüffelpasteten, Geflügel, Champagner. Das war etwas nach den Hungertagen!

Und da — der Kassenwagen des Empereurs! Ha, wie die glitzernden Napoleondore durch die Hände der Füsiliere rollen! — Weiter — immer weiter!

„Ist meines Lebens herrlichste Nacht!" rief Gneisenau einmal dem Prinzen zu. Wie im Rausch war auch der, ganz erfüllt von seligstem Glücksempfinden. „Viktoria! Viktoria!" schrie es in ihm.

An hundert Kanonen hatten sie in diesen Stunden erbeutet.

Wurden freilich matt und matter, Männer und Pferde. Sanken seitwärts in die Gräben. Nur schlafen — schlafen —

Doch der Neithardt Gneisenau kannte keine Müdigkeit. „Geht's noch, Prinz?" Nickt der froh zurück: „Ei gewiß, Exzellenz!"

Was brauchen wir Soldaten? Wird ein kleiner Trommler auf einen Gaul gesetzt. „Schlag, mein Junge, bis das Kalbfell springt! An diese Nacht denkst du dein Leben lang!" Ramtam! klingt es, ramtam!

Und noch einmal jagen sie die Franzosen aus ihrem Biwak auf.

Der Morgen dämmert.

Ramtam! Ramtam! Brav gemacht, kleiner Tambour. Rühr nur die Schlegel auf dem Kalbfell! Ramtam! Ramtam!

Ein paar hundert Mann nur schleppen sich noch hinter Gneisenau her. Sind genug! Schaffen es auch! Die braven Fünfzehner, die wackeren oberschlesischen Landwehrmänner. Und die Trommel wirbelt. Ramtam — ramtam!

Da ist Quatrebras! Hinein, hindurch! Nur einen tiefen Schluck aus den Rotweinfässern, die die Franzosen

gerade zur rechten Stunde für sich aufgeschlagen. Das tut gut — das schmeckt!

Ramtam — ramtam!

Ziehen einen Mann aus dem Korn, in dem er sich versteckt hat. Einen Mann im grauen Überrock. „Hurra — wir haben ihn! Ich kenn ihn doch!" brüllt ein Ulan. „Hab' ihn Anno sechse in Berlin einziehen sehen!" Ach nein, er war es nicht. War der weltberühmte Baron Larcy, der große oberste Kriegschirurg Napoleons. Sah nur dem Korsen ähnlich. „Führt ihn ab —"

Weiter! Weiter! Ramtam — ramtam! schlägt der kleine Tambour.

Hellichter Tag ist es. Dort drüben liegt Ligny, wo die Preußen sich vor drei Tagen die arge Schlappe holten. „Haben wir gut ausgemerzt, Prinz!" ruft Gneisenau, als er die Windmühle erkennt, an der er so schwere Stunden verlebt.

„Viktoria! Viktoria!"

Da liegt noch ein Häuflein Franzosen. Rafft sich auf. „Die Preußen! Sauve qui peut!" Ein paar Schüsse knallen, aufs Geratewohl in die Luft gefeuert.

Ein einziger kurzer Aufschrei —

Der Prinz — der Prinz sinkt aus dem Sattel.

„Prinz — um Gottes willen!"

Schon hat ihn ein Füsilier aufgefangen. Gneisenau springt vom Pferde. Der Chirurg Seiffert, der die ganze Nacht bei den Verfolgern ausgehalten, eilt heran, beugt sich über den Verwundeten —

Noch einmal hebt sich die Brust. In den leuchtenden Sonnenball schaut der Prinz. Kein Schmerz ist in seinem Gesicht. Weit sind seine Augen geöffnet, als blickten sie in goldene Zukunft. Seine Lippen öffnen sich. Einen letzten Gruß wohl möchte er senden —

„Prinz — Kamerad — Freund —"

Da ringt es sich von den Lippen, drei Worte nur: „Johanna — Liebste — Vaterland —"

So sinkt er zurück —

„Herzschuß," meldet der Chirurg. „Ein gnädiger Tod, Exzellenz."

⊕ ⊕ ⊕

In Ängsten und Sorgen hatte die Frau Erbprinzessin ihre Tage in Brüssel verlebt. Waren ihr in der ersten Woche ja noch Briefe von dem geliebten Mann zugegangen, zuversichtliche, frohe Briefe, die in lebhaften Farben das Leben und Treiben im Hauptquartier schilderten, vom Marschall Vorwärts in Verehrung erzählten und von den Kameraden, die er wiedergefunden; dazu von viel, viel Liebe und großer Sehnsucht und von dem Glück der Erinnerung an ihr Zusammensein, an ihre Herzenseinigkeit. Immer, wenn sie solch einen Brief empfangen, hat sie ihn in zitternden Händen gehalten, ihn an die Lippen gezogen und geküßt und war selber froher geworden. Doch jedesmal kam dann balde, gar zu schnell wieder die graue Sorge.

Sehr einsam war es in dem großen Palais. Die Herzogin-Witwe, chère tante, war ein wenig wunderlich geworden, lebte inmitten des reichen fürstlichen Trains, den sie nimmer entbehren mochte, selber wie eine Einsiedlerin, tat nichts andres, als mit feinsten Nadeln Paramente zu sticken. Gut und herzlich war sie. Doch die Wogen der Zeit hatten sie nicht berührt, die brandeten ab an den Mauern des Palais. Und wenn man ihr davon sprach, wie die Welt andre Wege gegangen, dann schüttelte sie nur den weißen Scheitel, auf dem immer das Häubchen von feinsten Spitzen thronte: „Laß gut sein, ma petite. Mag die Welt sich scheinbar ändern, es bleibt immer dasselbe, in Leid und Freud." Oder sie hob auch nur abwehrend die weißen durchsichtigen Finger vom Stickrahmen. Jeden Mittag mußte die erste Kammerfrau, die ebenso alt war wie die Herzogin, sie in eine der dunkelvioletten Seidenroben kleiden, von denen sie mehrere Dutzend besaß, alle von genau gleicher Farbe und gleicher Fasson, mußte ihr, ob Sonnenschein, ob Kälte, den Mantel aus Lyoner schwarzem Samt umhängen. So fuhr sie

in der immer geschlossenen mächtigen Glaskutsche, die von vier langsam trabenden Rappen gezogen wurde, genau eine halbe Stunde spazieren, Tag um Tag genau denselben Weg. Aber sie sah nichts dabei, achtete auf nichts, was auf Straßen und Plätzen vorging. Wußte nichts, wollte nichts davon wissen, daß die britischen Uniformen Brüssel erfüllten; nicht einmal, daß zwei hohe englische Offiziere, Lord Uxbridge und Lord Hill, im Palais einquartiert waren; die logierten mit ihren zahlreichen Stäben in dem einen Seitenflügel, und es war Sache des Haushofmeisters, für sie aufs beste zu sorgen, aber auch sie der Altesse fernzuhalten.

Einmal, ein einziges Mal hatte die Frau Erbprinzeß in ihrer Angst und Sorge vor der chère tante herausgeschrieen: „Mein Mann, mein geliebter Mann!" Da schüttelte die Greisin wieder nur den weißen Scheitel. „Du mußt dich beruhigen, ma petite. Kannst nichts helfen. Kommt doch alles, wie es kommen soll."

Alles sich fernhalten: das wollte die Herzogin, in Ruhe den Lebensabend vollenden. Die junge Frau aber sah mit weit offenen Augen in das Leben hinein, sah das kriegerische Treiben auf Straßen und Plätzen, hörte die Kommandorufe und das Wirbeln der Trommeln. Sah von ihrem Fenster aus die Truppenzüge, horchte auf den Marschtritt der Vorüberziehenden, spähte in die Mienen der Generale. Alles, alles erregte sie bis zum Fieber. Und wenn sie sich selbst überwinden wollte, wenn sie tapfer sein wollte, wie sie es ihm, ihm gelobt: ihr Herz bebte und zitterte. Bebte und bangte mehr von Tag zu Tag.

Durch den alten Haushofmeister, der Verbindung hielt mit den englischen Herren oder doch den Schreibern und Ordonnanzen, der allerlei Quellen hatte, ließ sie sich berichten. Konnte nicht satt werden, ihm zuzuhören, kam sich ja in den altersgrauen Mauern, in denen es überall nach Lavendel duftete, wie abgeschnitten von der Welt vor. Von dem großen Ball berichtete der Alte, so am 15. die Herzogin von Richmond gegeben, bei dem Welling-

ton und die Elite seiner Offiziere zugegen gewesen, wie im tiefsten Frieden. Daß plötzlich ferner Kanonendonner gehört worden wäre von den auf solche Klänge geübten Ohren; daß der Eiserne Herzog aber in aller Ruhe soupiert hätte, bis in der Morgenfrühe der Alarm durch die Stadt gegangen sei. Das Heer rückte dem Feind entgegen. Dem Empereur! Der Belgier, dem wohl welsche Sympathieen im Blute steckten, wisperte es nur: „Der Empereur selbst soll bei seiner Armee eingetroffen sein."

Große starre Augen hatte die junge Frau. Augen, die gern weinen wollten, und denen keine Träne kam. Nur die Hände rang sie und betete: „Gott, lieber Gott, dir befehle ich ihn an! Du schütze ihn!"

Doch dann kam durch einen reitenden Jäger gerade an diesem Tage ein Billett des Geliebten. War freilich ganz kurz und schon vier Tage alt. Aber die starren Augen wurden wieder weich und hatten Tränen. Er schrieb ja: „Alles geht gut. Ich bin gesund. Wir erwarten den Feind und werden ihn schlagen. Sorge Dich nicht, meine Johanna, mein liebes Weib. Sei tapfer, wie Du es immer warst! Ich liebe Dich — ich liebe Dich!"

Am Morgen des 16. aber standen erregte Gruppen an den Straßenecken. Der Haushofmeister kam, mit heißem Gesicht: „Eine große Bataille soll im Ausbruch sein. Wenn Madame la Princesse sich die Treppen hinaufbemühen wollen. Man hat mir gemeldet, daß man vom Dach aus den Donner der Geschütze hören könnte."

Flog die steilen Treppen hinan, höher, immer höher. Stand dann weit vorgebeugt an einer kleinen Dachluke, lauschte in die Ferne mit pochenden Pulsen. Ja, sie hörte es. Anschwellend, wieder ebbend, wieder stärker und stärker, von weit her, das tiefe, tiefe Kartaunengebrumm.

Stundenlang stand sie so. Der alte Bary, der Haushofmeister, kam und ging. Jedesmal, wenn er wieder im Halbdunkel des Bodens auftauchte, brachte er einen Packen Gerüchte mit. Bald sollte der Empereur gegen die Preußen schlagen, bald gegen den Herzog Wellington;

bald wußte er von einer Doppelschlacht zu erzählen, die seit dem Morgen im Gange wäre. Auch von der gewaltigen Aufregung, die unten in Brüssel herrschte, berichtete er. Aber die gnädigste Frau Herzogin hätten soeben, ganz wie alle Tage, ihre gewohnte Spazierfahrt gemacht.

O — die chère tante! Die junge Frau lechzte nach einem Wort der Aussprache, nach einem Wort liebevollen Verständnisses für ihre Sorge, für ihre Herzensqual. Daheim war doch der Herr Vater gewesen, immer gütig, immer bereit, zu hören, zu trösten. Aber hier — hier war keine Seele, der man sein armes Herz hätte ausschütten können —

Der Abend kam heran, doch ununterbrochen donnerten die Kanonen. Erst als die Nacht völlig herabgesunken war, verstummten sie allmählich.

Eine qualvolle Nacht des Leidens. Keine Minute Schlaf. Immer wieder derselbe Gedanke an das blutige Schlachtfeld, die verzweifelte Frage: Stand auch der Geliebte im Feuer? War ihm das Schicksal, das unberechenbare, gnädig? Lieber Gott, lieber Gott, gib mir Nachricht, gib mir ein Zeichen, daß er wohlbehalten ist!

Sehnsuchtsvoll starrte die Erbprinzessin auf die Vorhänge, ob es nicht endlich tagen wollte. Doch die Minuten krochen. Raffte sich vom Lager auf, ging zum Fenster. Grau stieg der Morgen auf. Es regnete in Strömen. Tiefe Stille lag über der Straße. Auch als sie in zitternder Ungeduld die Flügel aufriß, hinauslauschte, hörte sie nichts als in der Ferne das Rütteln von Wagen auf dem Pflaster. Doch dann kam es näher und näher, und fast hätte die junge Frau laut aufgeschrieen: nun sah sie zum erstenmal in ihrem Leben den Schrecken des Krieges. Ein langer Wagenzug zog durch die stille, stumme Straße, und auf dem Stroh jedes Wagens lagen arg zusammengepfercht Verwundete. Stumpf in ihr Schicksal ergeben die einen, wimmernd in Schmerzen die andern; Männer mit blutenden Köpfen, mit zerschmetterten, kaum verbundenen Gliedern, in herabgerissenen Uniformen, vom

Pulverdampf geschwärzt. Und der Regen triefte erbarmungslos auf sie alle nieder.

Nicht mehr an sich halten konnte die Frau Erbprinzeß. Streifte die Kleider über, schellte durch das schlafende Haus, befahl den Wagen, fuhr nach dem britischen Oberkommando. Doch auch dort fand sie nur einige verschlafene Schreiber, die wenig Auskunft geben konnten. Es sei gestern auf der ganzen Linie gekämpft worden. Der Empereur hätte die Engelländer bei Quatrebras angegriffen. „Und die Preußen?“ Man zuckte die Achseln. Man wußte nichts. Nichts!

Durch den strömenden Regen fuhr sie wieder heim. Saß ganz still in ihrem Zimmer, rang die Hände, wartete — wartete —

Bis dann gegen zehn Uhr der Haushofmeister wieder anpochte. „Madame la Princesse, eine große Neuigkeit. Die Preußen sind gestern bei Ligny total geschlagen worden —“

Sie schrie auf. Ein einziges Mal. Faßte sich gewaltsam, rief nur: „Und weiter — weiter!“

„Die Preußen sollen im vollen Rückzug gegen den Rhein sein. Ich hörte es soeben von einer Ordonnanz, die hier im Palais ein paar in der Eile des Aufbruchs vergessene Sachen des Lords Uxbridge holen sollte. Seine Hoheit der Duke Wellington hatten nur ein leichteres Gefecht. Aber heute oder morgen erwartet man eine neue große Schlacht — wenn die Engelländer es nicht vielleicht vorziehen sollten, ganz zu retirieren, so daß der Kaiser Napoleon ungehindert in Brüssel einziehen kann ... wie viele vermuten ...“

„Weiter — weiter!“

„Altesse haben soeben ihre Schokolade befohlen.“

Sie winkte mit der Hand. Konnte im Augenblick das glattrasierte, devote Domestikengesicht nicht mehr sehen.

Dann ist sie doch zur chère tante hinuntergestürzt, die schon saß, mit feinster Nadel am Stickrahmen über ein kunstvolles Muster gebeugt.

„Chère tante, eine große Schlacht —“

„Ich hörte, mon enfant —"

„Mein Mann, chère tante —"

„Ja, ma chérie — c'est la guerre comme à la guerre. Du solltest dich nicht so echauffieren."

„Großer Gott — mein Mann — mein geliebter Mann —"

„Du mußt Räson annehmen, ma petite. Es ist doch nichts zu ändern. Bitte, liebe Jeanne, ziehe doch den Vorhang etwas weiter zurück. Ein abscheuliches Wetter. So dunkel der Tag —"

Ja, so dunkel der Tag. Dunkel und endlos. Und man selber so wehrlos. Kann sich nicht rühren, nicht Hilfe und Beistand bringen, wo sie am nötigsten. War vielleicht nur wenige Stunden von dem Geliebten entfernt, konnte nicht zu ihm —

Die Preußen geschlagen! Marschall Blücher geschlagen! Mein Himmel, war das denn möglich? Sollte, durfte dieser Korse noch einmal über Lachen von Blut hinweg triumphieren. Das stolze Preußenheer auf dem Rückzug? Und mein Mann — mein geliebter Leonhard —

Weiter krochen die Stunden durch den Regentag. Flatterten einzelne Gerüchte ins Palais, einzelne bestimmtere Nachrichten kamen. Bestätigten nur, was man schon wußte. Aber unten auf der Straße rollten immer noch die Blessiertenwagen über das Pflaster durch den grauen Regentag. Dann einmal lauter, hallender Trommelwirbel: der Rest der Garnison rückte zum Feldheer ab.

Endlos der Tag; endlos die Nacht. Endlos das Ringen des gemarterten Herzens, das pochte und kämpfte, das zum Himmel schrie in seiner Not.

Und wieder dämmerte der Morgen. Es hatte sich aufgeklärt, die Sonne siegte über die Wolkenscharen, stieg leuchtend empor. Und das arme Herz wurde ein wenig ruhiger, gefaßter. Noch einmal wollte Johanna sein tapferes Mädchen sein, kämpfte gegen sich an mit aller Kraft. Erinnerte sich, wie die Gedanken ihn durch die schreckenvolle Winterkampagne von Anno 1814 begleitet hatten, auch durch Krieg und Schlachten, und daß er ihr

bewahrt geblieben war bis zur seligen Wiedersehensstunde. Nicht verzagen! Nicht verzweifeln! Was würde er sagen, wie würde er urteilen, wenn er sie so mutlos sehen könnte. War ja eine Soldatenfrau. Trug nur, was Tausende andrer Frauen auch tragen mußten!

Doch als dann um die Mittagstunde die Kanonen wieder zu donnern begannen, ist all ihr Wollen, ist all ihre Kraft zusammengebrochen.

Brauchte heute nicht die steilen Treppen zum Dach emporzusteigen. Stärker und näher dröhnte der Schlachtenlärm, ließ zeitweise die Fensterscheiben erzittern, wie die Herzen. Und bald kamen wieder die langen, langen Wagenreihen mit den Blessierten durch die Straße, heute in brennender Sonnenglut. Balde flatterten auch Gerüchte, Nachrichten, falsche und wahre, aus den dichtgeballten Volksmassen ins Palais hinauf, von der großen Schlacht fast vor den Toren der Stadt, von dem schweren Kampf, in dem die Armee stand. Bald kamen auch Ordonnanzen auf schaumbedeckten Pferden durch die Menge gesprengt, und je weiter der Tag vorrückte, desto zahlreicher wurden die Versprengten, Flüchtenden, die einzeln erst, in Gruppen und Haufen dann durch die Straßen zogen, mit zerfetzten Röcken, viele ohne Gewehr, stoßend, jammernd, fluchend, den Schrecken mit sich tragend. Kein Brite darunter, alles belgische Uniformen, da und dort von den wetternden Armeegendarmen angehalten, verfolgt, dann wieder vom Volk johlend in Schutz genommen, sich zwischen die Menge verkriechend.

Um die Mittagstunde hatte die Frau Herzogin noch ihre gewohnte Ausfahrt machen können. Wäre jetzt ganz unmöglich gewesen in all dem Wirrwarr. Doch die Greisin saß über ihrem Stickrahmen, zog mit feinster Nadel die Seidenfäden durch das bunte Muster.

„Chère tante — hörst du denn nicht? Die Schlacht, die Menschen auf der Straße, vor dem Palais —“

„O ja, ma petite. Ich höre. Aber was geht's mich an?“

„Chère tante — wenn nun der Bonaparte siegt — wenn er heute abend hier einzieht —“

„Was tut das, ma chérie? Mich stört das nimmer. Hab' schon so viel Wechsel erlebt, bleibt im letzten Grund immer das gleiche —"

Und wieder sank der Abend nieder. Noch brüllten die Kanonen. Doch dann, plötzlich fast, schwieg das wilde Tosen.

Unten auf der Straße stand die dichtgedrängte Menge wie gebannt. Die Stille nach dem Sturm schien auf sie fast lähmend zu wirken.

War nicht viel anders bei der jungen Frau. Auch ihr stockte der Herzschlag. Stand und lehnte am Fensterkreuz, sah mit leeren Augen bald auf die fremden Köpfe dort unten zwischen den spärlichen Laternen, bald auf den Abendhimmel, über dem ein seltsamer, rosenroter Schein lag. Dachte an gar nichts mehr, als ob die Flut der Gedanken, die auf sie eingedrängt war, wie ausgelöscht wäre, untergegangen in grenzenloser Müdigkeit.

Lange, lange stand sie so.

Bis es plötzlich wie eine Woge über die vieltausendköpfige Masse ging. Kam ein Reiter angesprengt, brach sich rücksichtslos Bahn, rief, schrie, die Gerte schwingend: „Viktoria! Viktoria!"

War dann ein Summen und Surren und schwoll zum Brausen an. War dabei kein Jubel, war nur Ausbruch gesättigter Neugier. Was verschlug's die Brüsseler, daß dieser fremde Herzog, den sie den Eisernen nannten, „Viktoria!" ausrufen ließ, daß nun die Glocken von allen Kirchen auf seinen Befehl den Sieg einläuteten? Hatten seit einem Jahrzehnt so viel erlebt; dachten nicht viel anders, denn die Frau Herzogin: bleibt in allem Wechsel immer das gleiche. Dachten wohl dazu: Wenn nur der Magen voll ist und wir nicht gar zu viel Steuern zu zahlen brauchen!

Aber die junge Frau oben am Fensterkreuz, in der klang das „Viktoria!" anders wider. Die erwachte aus ihrer Lethargie, warf die Arme zum Himmel, jubelte: „Sieg! Sieg! Gelobt sei Gott, der Empereur geschlagen!"

Kam auch schon Bary, der Haushofmeister: „Madame la Princesse, die neueste Neuigkeit. Die Prussiens unter

ihrem Marschall Blücher" — Bluchert sprach er es aus — „sind den Engelländern zu Hilfe gekommen. Das hat denen die Victoire gebracht —"

Rief, jubelte die junge Frau wieder: „Marschall Vorwärts! Unser Vater Blücher! Viktoria! Viktoria!"

Verstummte dann jäh, ließ die Arme sinken, brach in schluchzendes Weinen aus. Also daß der Haushofmeister ihr schnell ein Fauteuil hinschob, von dannen eilte, mit einem Fläschchen Kölnischwasser wiederkam. Doch sie winkte ihm ab. Allein wollte sie sein.

Es ist in dieser Nacht gewesen, daß an der Frau Erbprinzessin sich die geheime Gabe der Kerstenbringkschen Frauen offenbarte. Als sie schlaflos lag im verdunkelten Zimmer, ist vor ihr ein seltsames Leuchten geworden, und in ihm sah sie den geliebten Mann auf dem Schlachtfelde an einen Baumstamm gelehnt; die Uniform war weit aufgerissen, das Kreuz von Eisen hing lose herab; auf der weißen Brust zeichnete sich ein kleiner roter Fleck ab, Blut war herabgeflossen, färbte die Haut, färbte die Rockaufschläge —

Hat nicht aufgeschrieen. Sah nur mit Grauen auf das Leuchten und das Bild darin, bis das langsam verblich und auslöschte — sah darauf hin wie auf ein Verhängnis, auf ein Schicksal, gegen das es kein Entrinnen gibt —

Darauf ist die junge Frau in einen kurzen, totenähnlichen Schlaf verfallen.

Schrak daraus empor, war in Schweiß gebadet, aber ganz klar bei Bewußtsein.

Wußte, ohne zu zögern, was ihr zu tun blieb. Warf sich in die Kleider, suchte durch die langen dunkeln Korridore den Weg bis zur Wohnung des Haushofmeisters, pochte ihn heraus, befahl dem Schlaftrunkenen mit einer Stimme, die keinen Widerspruch litt, daß er ihr sofort Wagen und Pferde und einen zuverlässigen Kutscher besorge.

So ist sie im grauenden Morgen hinausgefahren auf der großen Chaussee von Brüssel auf Mont-Saint-Jean zu — auf das Schlachtfeld von Belle-Alliance.

Langsam nur kam der Wagen vorwärts. Dicht schon vor den Toren fing es an: versperrt die Straße durch Wagen und Fuhrwerk aller Art, Ambulanzkarren, Munitionskarren, leere und hoch mit Brot und Heu beladene Wagen, die aus der Stadt kamen oder zur Stadt fuhren; lahme, halbzerschossene Geschütze, die wohl repariert werden sollten; Marketenderwagen, mit lustig bunten Fähnchen geschmückt; dazwischen wieder Wagen mit Blessierten, die aus hohlen Augen, schmerzverzerrten Gesichtern um sich starrten. Und Ordonnanzreiter, Adjutanten, Armeegendarmen, so Ordnung in dem Gewirr zu schaffen suchten. All der Riesentroß eines Heeres von hunderttausend Mann.

O, wie langsam ging es, Schritt um Schritt, für die ungeduldige, brennende Seele, in der nun neben Furcht und Sorge im Scheine der Morgensonne doch wieder leise, zage Hoffnung keimen wollte. Mußte sie denn an den gespenstigen Spuk glauben? War's nicht ein Wahnbild ihrer erregten Phantasie, war's nicht ein furchtbarer Traum gewesen? Hatte nicht selbst der cher père oftmals gelächelt über den uralten Aberglauben der Frauen seines Hauses? Hatte nicht der gute Pfarrherr daheim ernst den Kopf geschüttelt: glauben sollen wir Menschenkinder und vertrauen. Aber nimmer dem Aberglauben frönen! Hatte er nicht seinen Herder zitiert: Der Aberglaube macht die Gottheit zum Götzen!

Hoffen wollte sie —

Doch dann, als die mühsame Fahrt weitergegangen war, als die Schrecken des Schlachtfeldes auftauchten, brach ihr der Mut wieder. In dicken, dichten Schwaden stieg der Rauch aus den zerschossenen Gehöften, um die der Wagen weite Umwege machen mußte. Zerwühlt waren die Äcker durch lange, tiefe Furchen, von den schweren Stückkugeln gezogen. In wüstem Durcheinander standen, lagen Geschütze und Karren. Trupps von Soldaten zogen umher, mit Tragbahren, Verwundete aufzusuchen. Dann und wann kam ein wimmerndes Klagen über das Feld —

Und weiter ging es, und immer schreckensvoller, immer furchtbarer sprach das Nachbild der blutigen Bataille. Wie hingemäht vom Schnitter Tod lagen auf dem Hang vor den Pachthöfen, in langen Reihen hier, in dichten Haufen dort, Freund und Feind, Schotten und welsche Grenadiere, britische Husaren, französische Panzerreiter; Pferdekadaver streckten die Glieder gen Himmel, andre Rosse irrten herrenlos umher, blutend, mit tief hängenden Köpfen; wüst durcheinander starrten fortgeworfene, erlahmten Händen entglittene Gewehre, Säbel, Tornister, funkelnde Helme, schwarze Bandeliere, weiße Patronentaschen. Und wieder, wieder klang aus den Feldern das leise Wimmern der Blessierten, denen noch kein helfender Chirurg genaht, klang dann und wann ein lauter Schmerzensschrei, ein wilder Fluch, ein verhaltenes: „Wasser! Nur einen Schluck Wasser!“

Der Wagen mußte bei Haye Sainte an einer Ambulanz vorbei, in der die Doktoren am grausigen Werk waren. In weiße Kittel gehüllt, handhabten sie Säge und Messer, stumpf, gleichgültig, mit von der Arbeit übermüdeten Gesichtern.

Daß man die Augen schließen könnte! Aber es zwang die bebende junge Frau, sie groß offen zu halten. Nichts entging ihr, nichts! Und erbarmungslos lag nun die strahlende Sonne über all dem Furchtbaren.

Weiter ging es, weiter —

Mitten zwischen den Toten und Blessierten haben die Hochländer ihr Biwak. Welch ein Kontrast! Sie sitzen am Wegrand in ihren buntfarbigen Röcken, sie schüren ihre Feuerchen, an denen die Morgensuppe brodelt, putzen ihre Gewehre. Guter Dinge scheinen sie, lachen, singen — und doch hat der Tod in ihrer Schar gestern fürchterliche Musterung gehalten. Um einen Marketenderwagen stehen rote Husaren, feilschen, scherzen — und doch ließ ihr Regiment gestern die Hälfte der Mannschaft auf dem Blachfelde. Doch liegen dicht daneben in einem einzigen Knäuel, übereinandergetürmt, die Leichen eines französischen Gardebataillons, doch ziehen, kaum fünfzig Schritt

entfernt, zusammengetriebene Bauern mit Hacke und Spaten einen tiefen Graben — ein einziges gewaltiges Grab —

O, daß man die Augen schließen könnte! Daß man den Ohren das Hören verwehren, das bebende Herz mit beiden Händen fassen und halten könnte!

Tapfer sein! Nicht verzweifeln! Hoffen — hoffen —

Hart am Wegsaume ein britischer Offizier. Nimmt jetzt seine kleine Tabakspfeife aus den Lippen, blickt erstaunt auf die junge Frau, lüftet grüßend den Hut.

Plötzlich erkennt ihn die Frau Erbprinzeß. Einer der Adjutanten des Lords Uxbridge muß es sein, der im Palais quartierte. Öfters ist sie ihm auf den Fluren begegnet. Sie läßt halten.

„Wo treffe ich auf die preußische Armee?" fragt sie. Nimmt alle Kraft und allen Mut zusammen, daß die Tränen nicht ihre Stimme ersticken.

Er verbeugt sich tief, deutet nach vorn: „Kann's nicht genau sagen. Oder doch: die Preußen haben noch heute in der Nacht die Verfolgung aufgenommen — auf Quatrebras zu."

Sie neigt dankend den Kopf.

Weiter rollt der Wagen — weiter — vorüber an dem in Rauch gehüllten Dorf Plancenoit. Der Kutscher nennt den Namen, er kennt sich aus.

Weiter — vorüber an den Beiwachten, in denen nun die Hörner klingen, die zusammengeschmolzenen Regimenter sich zum Aufbruch rüsten. Vorüber an Hunderten von Kanonen, Wagen, Karren, die die Franzosen stehen ließen auf ihrer wilden Flucht. Vorüber an langen Reihen von Gefangenen, die eng gedrängt mit finsteren Mienen am Wege harren.

Jetzt — jetzt — das sind preußische Uniformen! Blaue Röcke, grüne Litewken, grüne Jäger! Und deutsche Laute! Preußische Biwake, soweit das Auge blickt, rechts und links von der Straße, bis nach Quatrebras hin. Gott — mein Gott — endlich —

Steht vor einem Hause, dicht am Eingang, ein Offizier

neben seinem Pferd. Ein paar Ordonnanzen um ihn. Er diktiert, scheint es, Befehle. Muß zu einem höheren Stabe gehören, trägt das Eiserne Kreuz auf der Brust. Guter, gnädiger Gott — das Kreuz von Eisen, das auch er — er! — allezeit hochhielt als das höchste, schönste Ehrenzeichen auf dieser Welt.

Sie nennt ihren Namen.

Der Offizier schaut auf, mit seltsamem Blick. „Graf Nostitz —"

„Ich suche meinen Mann," fleht sie mit leiser Stimme.

So seltsam, so eigen schaut er sie an. Sieht dann zu Boden, als wolle er sich sammeln, die rechten Worte finden. Gibt leise zurück: „Fürstliche Gnaden, ich weiß nichts Bestimmtes. Der Erbprinz ist heute nacht mit Exzellenz Gneisenau weit vorgeritten — auf der Verfolgung — wir haben noch keine genauen Meldungen — nur — bitte, fassen Fürstliche Gnaden sich — der Prinz soll verwundet worden sein —"

Nein, sie schreit nicht auf. Sie ist plötzlich ganz ruhig. Ganz ruhig und tapfer. Schöpft nur tief, tief Atem. Kann nicht gleich sprechen. Dann doch: „Wo — wo dürfte ich meinen Mann finden, Graf Nostitz?"

Der schaut wieder auf. Wie schön die Arme ist, denkt er. Die Ärmste! Wie sie ihren Schreck meistert!

„Fürstliche Gnaden — wahrscheinlich — auf der Höhe von Ligny —"

Und sie neigt das Haupt.

Weiter — weiter —

Der Weg ist jetzt freier. Die Pferde können antraben.

Nun hat sie die Augen geschlossen. Aber hinter den Lidern brennt es wie Feuer, das Herz hämmert, die Gedanken fliegen —

An einem Bataillon Landwehr vorüber rollt der Wagen. Und die Schlesier singen ihr Lied von der Katzbach:

„Ein Karree stand wie Mauern, und da schrieen wir drauf!
Da ward aus dem Karree bald von Leichen ein Hauf'.
Und die Reiter und die Rosse und Kanonen hinterdrein,
Die jagten in die Neiß' und in die Katzbach hinein,
An der Katzbach, an der Katzbach!

Und als der Sieg errungen, da beteten wir:
Gott, gib den toten Brüdern im Himmel Quartier! —"

Langsam verhallte es.

Wendet der Kutscher sich auf dem Bock um: „Madame, dort drüben die Windmühle von Ligny —"

Sie reißt die Augen auf. Starrt den grauen Weg entlang. Noch ein paar hundert Schritte rollt der Wagen. Und da sieht sie ihn, den Geliebten —

Gegen einen Baumstamm haben sie ihn gelehnt, die Uniform ist weit aufgerissen —

Eine Schildwache steht daneben —

Jetzt schreit sie auf, die junge Witwe. Springt aus dem Wagen, stürzt auf den teuren Mann zu, umklammert ihn, preßt ihre Lippen auf seinen stummen Mund —

⊕ ⊕ ⊕

Lange, lange hat sie so gelegen, gekauert dann, seinen Kopf in ihrem Schoß. Hat mit ihren Tränen seine Brust genetzt, die kleine blutige Wunde, das Kreuz von Eisen.

Auf und ab schritt die Schildwache. Sie sah es nicht. Vorüber zogen die Regimenter. Sie hörte sie nicht.

⊕ ⊕ ⊕

Bis sie dann plötzlich eine Hand auf ihrer Schulter fühlte. Eine breite Hand, die doch sanft und weich und zärtlich lag.

Da sah sie auf, mit großen, heißen Augen.

Stand ein Greis vor ihr, im blauen Rock, unter dem das orangefarbene Band des Schwarzen Adlers schimmerte. Hatte die Feldmütze in der linken Hand. Der Morgenwind spielte in seinem schlohweißen Haar.

Sprach ganz sanft und leise: „Frau Prinzessin, ich trauere mit Ihnen. War mir sehr lieb, der treue Mann —“

Sprach weiter, ganz sanft und weich und zärtlich, wie ein Vater spricht. „Müssen beide daran denken: er starb den schönsten Tod — den Tod für unser teutsches Vaterland —“

Hob seine Hand von ihrer Schulter, strich sich über die Blauaugen. Beugte sich über die Witwe, küßte sie auf die Stirn. „Unser Herrgott wird ihn gnädig in sein himmlisches Reich aufgenommen haben. Von da sieht er auf uns hernieder. Er höret die Posaunen Viktoria blasen. Ihm ist wohl, Frau Prinzessin, liebe Frau. Gott wird Sie trösten —“

Küßte noch einmal die blasse Stirn. Wandte sich um, schwang sich in den Sattel wie ein Jüngling, der Greis, zog weiter, den Empereur vollends von seinem Thron herunterzureißen —

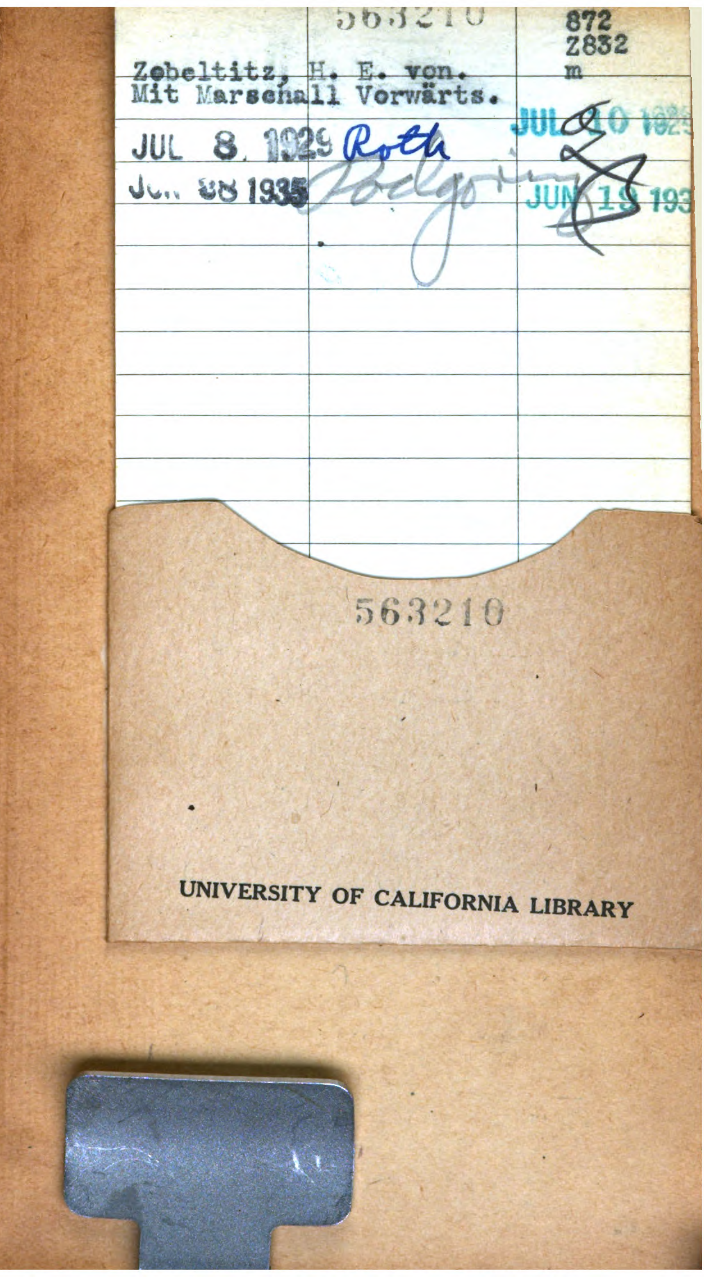
In der Seele der Trauernden aber klangen seine Worte nach: Er starb für unser teutsches Vaterland!

Hielt das Haupt des Geliebten in ihrem Schoße, netzte mit ihren Tränen die kleine blutige Wunde, das Kreuz von Eisen —

Und langsam, langsam stieg in all ihrem großen, unstillbaren Schmerze ein seltsam heiliges Empfinden empor, ein leises Klingen wie von weit her. Noch kein Trost und noch kein Hoffen, und dennoch ein erlösendes Sinnen:

„Gott wird mir einen Sohn schenken — und ich werd' ihn groß werden sehen — sein Kind, sein Erbe — und ich will unsern Sohn lieben, wie ich ihn geliebt habe, und ich will ihn führen und leiten in seinem Geiste — ein teutscher Jüngling, ein teutscher Mann soll er werden — unser Kind — sein Sohn —“

Ende



563210
872
Z832
m
Zobeltitz, H. E. von.
Mit Marschall Vorwärts.
JUL 8 1929
Roth
JUL 10 1929
1935
JUN 19 193
563210
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

gvögel. Von Clara Lötschert.

er äußerst fesselnde Roman spielt einige Jahre
dem Krieg in Amerika. Wir lesen von dem
zenden amerikanischen Leben, von den liebens-
digen Menschen, die in ihrem Tun und Trei-
so großzügig erscheinen; wir werden aber im
auf der Erzählung erstaunt inne, wie viel
n nur Blendwerk und Außenseite ist. Die
bte Schriftstellerin sieht scharf und läßt die
elnden Personen in lebensvoller Frische vor
stehen.

ischen den Zeilen.
Von Paul Oskar Höcker.

ich ist diese bunte Mischung von grundver-
denen Großstadtmenschen, die unter dem Dach
Schweizer Luxushotels zusammengekommen
und in die Wirrnisse großer Leidenschaften
kleiner Liebeleien geraten. Die verschiedenen
schreiber geben da mehr oder minder ehrlich
Erlebnisse zum besten, und es ist für den
oft von zwingender Komik, die Flunkereien
einen oder andern zu entdecken. „Zwischen
Zeilen“ dieser Briefe spielt der spannende
an, dessen meisterlicher Aufbau die ganze reife
Paul Oskar Höckers verrät.

geborgte Sonne.
on Georg Hirschfeld.

r Berliner Roman beschwört eine Zeit, der
ns wohl schon fern glauben, und deren
uns doch noch in den Adern fließen, unserm
n und Fühlen beigemischt sind: die Zeit vor
ruch des großen Krieges in der kulturell ver-
en Weltstadt. Niedergang, der sich auf
geglaubt, Übersättigung, die nur nach
n Bissen hungerte. Der Roman ist vor dem
entstanden, ein Zeitbild aus der Zeit —
ließt deshalb nicht mit der etwas billigen
enden Ahnung“. Er ist eine hart geschaute
, eine Anklage durch tatsächliche Schilde-
Vielleicht entläßt seine Objektivität den
desto mehr mit der Hoffnung, daß in der
ng der Kriegsleiden aus Verbildung Bildung,
unstindustrie Kunstliebe entstehen wird.

Witwenhof. Von Marie Diers.

ebe und Aberglauben schaffen und zerstören,
wir erschüttert mit. Spannend und zum
nken zwingend sind die drei scheinbar so ein-
Erzählungen. Mit tiefdringenden Künstler-
ist hier geschaut, wie die innere Stellung der
en ihr Leben erheben oder vernichten kann.

Marokkaner.
n Severin Lieblein.

t eine merkwürdige Geschichte. Da sitzen
n Freunde, die einst im fernen Marokko,
Jagdgefilden Moghrebs als kühne Rei-
e Welt und das Glück zu erobern hofften,
lichen Schwabenlande in dem Wirtshaus
ten Post“ in Stuttgart und berichten sich
derfamen Erlebnisse, die sie seither gehabt
sie schließlich gezwungen haben, nach
zurückzukehren. Durch all das Abenteuer-
Berichte geht ein tiefer Ernst, aber zu-
t dem Erzähler beständig der Schalk im
und man lächelt fröhlich mit dem Fabu-
en seine Phantasie auch nicht vor stark
genen Farben zurückschrecken läßt, wenn
etwas Unglaubliches glaubhaft zu machen.

erz im Süden.
Carry Brachvogel.

ch schildert den Boden und die Menschen
s und die große Kluft, die zwischen ihrem
chem Wesen klafft. Schauplatz der stark
bewegten und spannenden Handlung ist ein aus den bescheidenen Anfängen eines „Bauernbadl“ emporgewachsenes Palasthotel, in dem sich noch vor dem Krieg schwere und erbitterte Kämpfe zwischen zwei Weltanschauungen abspielen, bis schließlich über Leidenschaften und Verfehlungen hinweg alle deutschen Herzen sich zusammenfinden gegen den gemeinsamen Feind.

19. Böser Blick und andere Geschichten aus dem Lande der Schönheit und der Treulosigkeit. Von Richard Voß.

Der feine Spott, der immer gutmütig bleibt, macht diese teils heiteren, teils ernsten Erzählungen aus dem früheren Italien so anziehend. Es sind vorzüglich geschaute und gezeichnete Gestalten, die vor unsern Augen vorüberziehen. Mit Richard Voß ein paar Stunden im italienischen Volk zu leben, bleibt auch heute ein Genuß.

20. Ein Adoptivkind.
Von Katharina Zitelmann.

Die Verfasserin, die uns bereits den bekannten chinesischen Roman „Vor den großen Mauern“ geschenkt hat, bringt uns hier eine japanische Erzählung, die ebenfalls tief in die Anschauungsweise und das Gefühlsleben des asiatischen Inselvolkes hineinleuchtet. Japan, das seine Rolle in der Weltgeschichte erst zu spielen beginnt, müssen wir verstehen lernen, und dazu wird dieser Roman uns helfen.

21/22. Jimmy, der Eindringling.
Von P. G. Wodehouse.

Jimmy, der Eindringling, der immer zuverlässig ist, alles kann, nie einen Freund im Stich läßt: wer wird ihn nicht bewundern und seine zarte Liebesgeschichte gern lesen! Das Ganze ist eine bittere Satire auf die amerikanischen Polizeiverhältnisse und eine lustige Kriminalgeschichte.

23. Friedenskämpfe. Von Helene Raff.

Die drei Geschichten dieses Bandes weisen uns rückwärts in die Zeit, ehe der Krieg an allen Empfindungen, allen Verhältnissen gerüttelt hatte. Das Büchlein ist geschaffen zur stillen Lesefreude für solche, die trotz all dem Welterschütternden sich eines bewahrt haben: den Sinn für das Ewig-Menschliche.

24. Vorschnell geschieden.
Von Ingeborg Vollquartz.

Ein warmer Strom echter Menschlichkeit geht durch dieses neue Buch der beliebten Verfasserin, die hier mit feinfühliger Hand ein Lebensschicksal zeichnet, das, strahlend begonnen, durch tiefes Dunkel führt, bis endlich zum Schluß ein goldener Strahl verheißungsvollen Glanzes hereinbricht.

25/26. Der Fabrikant. Von Robert Wehrlin.

Die Geschichte einer schweizerischen Industriestadt und ihrer ersten Fabrik, ihr Erblühen aus kleinen Anfängen, ihre Entwicklung durch die Höhen und die Härten der wechselnden Tage: Krisen, Streik, Drohung des Niedergangs und neuer Aufschwung. All das ist erzählt an den Menschenschicksalen eines großzügigen Fabrikanten, der stark und selbstbewußt im Mittelpunkt der Handlung steht, eines Ingenieurs und Erfinders, der, aufwärtsstrebend in Liebe und Begeisterung für seinen Beruf, auch die schönste Frauenliebe findet — ist erzählt an den Schicksalen von Menschen jeden Standes. Packend sind die Streikszenen, ergreifend die Bedrängnis der harten Zeit, zart die erwachende Liebe zweier Paare geschildert und versöhnend wirkt der Schluß: die Liebe ist die oberste Formel der Gerechtigkeit.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart